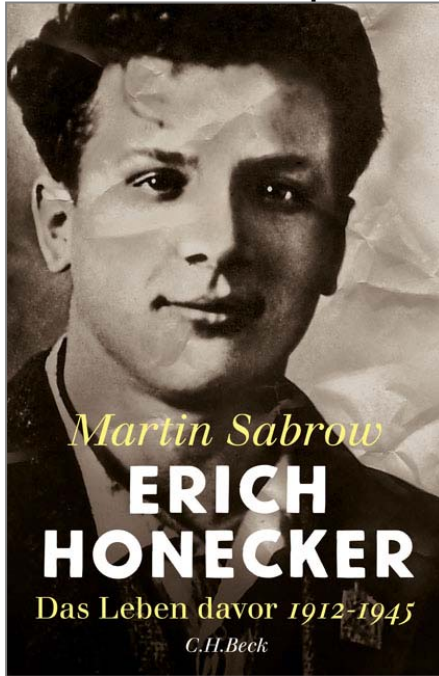


Unverkäufliche Leseprobe



**Martin Sabrow**  
**Erich Honecker**  
Das Leben davor 1912-1945

656 Seiten mit 50 Abbildungen. Broschiert  
ISBN: 978-3-406-69809-5

Weitere Informationen finden Sie hier:  
<http://www.chbeck.de/16554253>



Martin Sabrow

# Erich Honecker

Das Leben davor

1912–1945

C.H.Beck

Mit 62 Abbildungen

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2016

Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München

Umschlagabbildung: Erich Honecker als Student der Moskauer Lenin-Schule, 1930/31.

© ullstein bild/ADN-Bildarchiv

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)

ISBN 978 3 406 69809 5

*www.chbeck.de*

## Inhalt

Einleitung: Erich Honecker erzählen . . . . .	7
<b>Erster Teil: Honeckers Heimat . . . . .</b>	<b>21</b>
1. Wieder in Wiebelskirchen . . . . .	22
2. Von der Schweiz an die Saar . . . . .	31
3. Wege in die Welt . . . . .	44
4. Jungkommunistische Lehr- und Wanderjahre . . . . .	59
<b>Zweiter Teil: Zwischen Legalität und Illegalität . . . . .</b>	<b>83</b>
1. Nach Hitler kommen wir . . . . .	84
2. Polleiter im Saargebiet . . . . .	91
3. Wechsel ins Ruhrgebiet . . . . .	104
4. Im Visier der Gestapo . . . . .	136
<b>Dritter Teil: Heroismus der Schwäche . . . . .</b>	<b>171</b>
1. Oberberater Süd-West . . . . .	172
2. Die Saarschlacht . . . . .	189
3. Im Wartesaal des Exils . . . . .	224
4. Der letzte Einsatz . . . . .	253
<b>Vierter Teil: In Hitlers Hand . . . . .</b>	<b>279</b>
1. Endstation Anhalter Bahnhof . . . . .	280
2. Die Verhaftung . . . . .	286
3. Vor dem Volksgerichtshof . . . . .	299
4. Sträfling 523/37 . . . . .	317
5. Strategien des Überlebens . . . . .	339

Fünfter Teil: Die Rückkehr der Zukunft . . . . .	371
1. Entscheidung zur Flucht . . . . .	372
2. Befreiung in Etappen . . . . .	409
3. Der Weg zu Ulbricht . . . . .	432
Sechster Teil: Das biographische Gepäck . . . . .	447
1. Lesarten des Lebens . . . . .	448
2. Jugendbiographie unter Parteikontrolle . . . . .	453
3. Honeckers Memoiren . . . . .	469
4. Die Lehren der Jahre davor . . . . .	494
Anhang	
Dank . . . . .	508
Anmerkungen . . . . .	509
Abkürzungsverzeichnis . . . . .	596
Quellen und Literatur . . . . .	599
Bildnachweis . . . . .	616
Personenregister . . . . .	618

## Einleitung: Erich Honecker erzählen

Vor neutralem Hintergrund ist ein grauhaariger Mann unbestimmten Alters in korrekter Kleidung zu erkennen, dessen durch eine Hornbrille verschatteter Blick ausdruckslos auf den Betrachter gerichtet ist: das Gesicht der Gesichtslosigkeit kommunistischer Herrschaft. So hing das Bild des von Erich Honecker verkörperten SED-Regimes fast zwanzig Jahre lang in den Amtsstuben der Parteistellen und der Dienstbehörden des zweiten deutschen Staates – das zeitlose Porträt einer Macht, die nicht vom Zuspruch ihrer Anhängerschaft getragen war und durch die nicht die Begeisterungskraft eines Volkstribunen schimmerte, sondern allein die Stärke der sozialistischen Einheitspartei und ihrer bürokratischen Gewalt. Nicht die Kraft des Einzelnen, sondern die Macht des Kollektivs stand im Zentrum kommunistischer Herrschaftsrepräsentation. Von der Gewissheit, dass die Partei «immer recht» habe, bis hin zu ihrer Ausstattung mit anthropomorphen Zügen reicht die Sakralisierung des Kollektivs im Allgemeinen und der Partei im Besonderen in der kommunistischen Bewegung. Während die charismatische Aura des faschistischen Diktators in der propagierten Einzigartigkeit der Führerpersönlichkeit hervortrat, verehrte die politische Kultur des SED-Regimes noch im Individuum das Ganze: «Er hat uns vom Ich zum Wir geführt. (...) Unser Ruf den Feinden entgegenhalle: Walter Ulbricht – das sind wir alle!»<sup>1</sup>

Lebensgeschichten der DDR-Gründergeneration und der vor 1920 geborenen «Altkommunisten»<sup>2</sup> überhaupt müssen daher mit einer strukturellen Spannung kämpfen, die sie von üblichen Politikerbiographien unterscheidet: Sie fahnden nach der markanten Persönlichkeit in Verhältnissen, die auf bloße Personifikation ausgerichtet waren, und sie suchen nach dem Außergewöhnlichen in politischen Karrieren, die darauf angelegt waren, Individualität zurückzudrängen. Auch das in das kulturelle Gedächtnis eingebrannte

Bild Erich Honeckers ist nicht so sehr ein Produkt persönlicher Prägung als vielmehr politischer Inszenierung. Die staatssozialistische Sinnwelt bewegte sich in dem eigentümlichen Widerspruch, den Biographien ihrer Kader höchste Aufmerksamkeit zu widmen und sie gleichzeitig einem einheitlichen Normierungsanspruch zu unterwerfen, der sie ihrer Besonderheit weitestgehend beraubte. Die kommunistische Wir-Biographie des Neuen Menschen brach mit dem auf bloße Ich-Entfaltung gerichteten Bildungs- und Entwicklungsroman des bürgerlichen Zeitalters; nicht individuelle Einzigartigkeit sollte sie illustrieren, sondern lehrreiche Vorbildlichkeit. Peinlich wollte auch Erich Honecker als Memoirenschreiber «darauf geachtet habe[n], daß in seiner Biographie niemals das Wort «ich» erschien».<sup>3</sup> Schon darum lesen sich die selbst oder von Auftragsschreibern verfassten Lebensabrisse kommunistischer Politiker des 20. Jahrhunderts so einförmig und schematisch, und fast immer schimmert dasselbe schlichte Baugerüst durch sie hindurch. Regelmäßig gründet die Erzählung auf den gedrückten Lebensumständen der eigenen Herkunft, aus denen der von klugem Rat und behutsamer Anleitung gebahnte Weg in die kommunistische Arbeiterbewegung führt, und gleichförmig findet sie nach harten Prüfungen das lebensgeschichtliche Ziel in der erfüllten Arbeit für die siegreiche Partei des sozialistischen Fortschritts.

Doch die ermüdende Gleichförmigkeit dieser Musterlebensläufe sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass die biographischen Bildungsromane der kommunistischen Politikerklasse seit jeher einen besonderen Brennpunkt erst der zeitgenössischen und dann der nachzeitigen Auseinandersetzung um die Legitimation des zweiten deutschen Staats bildeten. Erich Honeckers politische Karriere war wie die vieler anderer Parteikader von unzähligen biographischen Befragungen durchzogen, die sich wieder und wieder in Aufstellungen über den eigenen Werdegang manifestierten. In ihren möglichst vorbildlich verlaufenen und beschriebenen Lebenswegen rechtfertigten die Machthaber der kommunistischen Welt ihre Herrschaft und bekräftigten sie ihren Führungsanspruch als Avantgarde des in der sowjetischen Hemisphäre Staat gewordenen Fortschritts. Die Ankunfts- und Bewährungsbiographien der politischen Elite gaben dem Aufbau des Sozialismus mehr als nur ein scheinbar individuelles Gesicht. Sie waren zugleich der Ort, an dem das kulturelle Kapital der eigenen Lebensgeschichte

zu Lebzeiten der DDR in politische Münze verwandelt oder auch nach 1989 vor der völligen Entwertung geschützt werden konnte.

Aus der modellhaften Makellosigkeit seiner kommunistischen Vita schöpfte wie sein politischer Ziehvater Walter Ulbricht auch Erich Honecker einen wesentlichen Teil der persönlichen Legitimation, die ihm den Weg an die Spitze des ostdeutschen Staates zu ebnen half. Besonders in den fast zwei Jahrzehnten seiner Amtstätigkeit als SED-Generalsekretär zählte Honeckers politischer und persönlicher Werdegang zur Kernzone der Staatsdoktrin – ein Werdegang, dessen biographische Triftigkeit allerdings auch und besonders aus dem Westen immer wieder angezweifelt wurde. Dieser lebensgeschichtlichen Mustererzählung zufolge wurde Honecker am 25. August 1912 «als Sohn eines revolutionären Bergarbeiters und späteren Mitgliedes und Funktionärs der KPD in Neunkirchen (Saar) geboren»; er besuchte von 1918 bis 1926 die Volksschule in dem nahegelegenen und damals noch selbständigen Nachbarort Wiebelskirchen, in dem die Familie kurz nach seiner Geburt ein bescheidenes Haus bezogen hatte, und absolvierte dort von 1928 bis 1930 eine Lehre als Dachdecker.<sup>4</sup> Herkunftsmilieu und Kindheit fügten sich ganz in die Linien der eschatologischen Klassenkämpfererzählung, die von Ausbeutung und Auflehnung, von dunklen Verhältnissen und leuchtenden Auswegen kündete. Da war auf der einen Seite die von Fördertürmen und Kohlenschächten geprägte Bergbaulandschaft des Saarreviers, «die den Stempel der Industrie, harter Arbeit für kargen Lohn (...) trug», auf der anderen der Kampf der revolutionären Arbeiterbewegung, der die Atmosphäre im Elternhaus bestimmte: «Das kleine Arbeiterhäuschen, in dem die Familie Honecker lebte, war ein Treffpunkt klassenbewußter Arbeiter und Gewerkschafter.»<sup>5</sup>

In diesem Gegensatz von Hell und Dunkel wuchs der junge Honecker auf, dessen Kinderjahre «durch die Not und das Leid, das der erste Weltkrieg den Werk tätigen brachte, überschattet» wurden, aber zugleich mit dem Kampf und der Solidarität der Arbeiter jene lebensbestimmende Prägung erhielten, aus der sich dank familiärer Unterstützung schon früh die politische Bewusstwerdung entwickelte: «Der Vater bemühte sich, seinen Sohn Erich schon frühzeitig in der Gedankenwelt des Sozialismus zu erziehen. Dabei wurde er von der Mutter aufopfernd unterstützt.» In diesem Bild einer Weitergabe der Werte von einer Generation auf die nächste, das



wenig von elterlichen Rollenkonflikten und jugendlichen Emanzipationsbemühungen sprach, aber viel von wissender Anleitung und geschichtlichem Auftrag, kam es auf den väterlichen Lehrer an und ebenso auf den gelehrigen Sohn: «Vom Vater, der seit 1919 der KPD angehörte, ließ er sich vieles erklären. Er begann die Ziele zu verstehen, für die dieser als Kommunist und Funktionär der Partei eintrat.» Als Zehnjähriger trat Erich Honecker 1922 in die kommunistische Kindergruppe Wiebelskirchens ein und vier Jahre später in den Kommunistischen Jugendverband Deutschlands sowie in den Rotfrontkämpferbund, in dessen Wiebelskirchener Spielmannszug er neben dem Vater die Trommel schlug. Der junge Honecker rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen ohne Fehl und Tadel: «Die ihm übertragenen Aufgaben erfüllte er gewissenhaft.»

Abgesehen von zwei Jahren zwischen 1926 und 1928, in denen er als Landarbeiter in Hinterpommern tätig war, nahm der so Belobigte eine modellhafte politische Entwicklung, die ihm vom ersten Amt eines Treppenkassierers rasch zur Führung der Wiebelskirchener Ortsgruppe des Kommunistischen Jugendverbandes und 1929 sogar in dessen Bezirksleitung Saar führte. Kurz darauf schloss sich Honecker der Kommunistischen Partei an; 1930 nahm er zum ersten Mal an einem Reichsjugendtreffen seines Verbandes teil; im selben Jahr wurde er vom Zentralkomitee des KJVD für ein Jahr zum Studium des Marxismus-Leninismus an die Internationale Lenin-Schule der Komintern nach Moskau delegiert – der Wiebelskirchener Bergmannssohn «entwickelte sich zu einem verantwortungsbewußten Funktionär der Partei», wie seine offiziöse Biographie resümierend festhält.<sup>6</sup> Zum Berufsrevolutionär ausgebildet, kehrte Honecker aus Moskau in die Saarbrücker Bezirksleitung des KJVD zurück und rückte Ende 1931 zu deren politischem Kopf auf. Im November 1932 nahm er an der letzten legalen Tagung des Zentralkomitees des Jugendverbandes teil, auf der Ernst Thälmann zur Bildung einer Einheitsfront der kommunistischen und der sozialistischen Jugend aufrief. Die Verhaftung des KPD-Führers kurz nach der nationalsozialistischen Machtergreifung umgab dessen Auftreten auf dieser Tagung rückblickend mit der Aura eines politischen Vermächtnisses für den unvermutet in die Illegalität geworfenen Verband, das Honecker fortan als Richtschnur seines eigenen Handelns betrachtete und als lebensleitende Erinnerung bis ins Alter bewahrte: «Im November 1932 war es das letzte Mal, als es mir persön-

lich vergönnt war, Ernst Thälmann zu sehen, mit ihm zu sprechen und ihn sprechen zu hören (...). Ich erinnere mich noch genau, wie er vor uns stand. (...) Ernst Thälmann sagte damals: Nicht nur ihr Jungen, sondern auch wir Alten werden noch den Sieg des Sozialismus in Deutschland erleben!»<sup>7</sup>

Im Sinne Thälmanns betrieb Honecker nach dem 30. Januar 1933 seinem in der DDR verbreiteten Lebenslauf zufolge die «Organisierung der Widerstandsbewegung der deutschen Jugend in verschiedenen Gebieten Deutschlands gegen die faschistische Diktatur».<sup>8</sup> Mit diesem Ziel ging er zunächst nach Essen, um als politischer Leiter die zerschlagene Bezirksleitung des KJVD des Ruhrgebiets in der Illegalität neu aufzubauen, bis ihm im Februar 1934 die Gestapo auf die Spur kam. Doch konnte sie Honecker dank dessen geschickten Verhaltens nur vorübergehend verhaften: «Da sie seine illegale Tätigkeit nicht aufdecken konnte, kam er nach kurzer Zeit wieder frei.» Auch wenn er nach seiner Freilassung das Ruhrgebiet wieder verlassen musste, änderte die Episode nichts an Honeckers rückhaltloser Bereitschaft, weiterhin in der Illegalität für die Partei und ihren Jugendverband zu arbeiten. Sie verschaffte dem unerschrockenen Jugendfunktionär im Gegenteil nur weiteren Kredit in der Parteiführung, die sich durch sein «aufopferungsvolles Wirken im antifaschistischen Widerstandskampf» veranlasst sah, «ihm noch verantwortungsvollere Funktionen zu übertragen». Im Frühjahr 1934 wurde Erich Honecker mit der Leitung des Jugendverbandes in Hessen, Baden, Württemberg und in der Pfalz betraut und im Dezember des Jahres auf einer Reichskonferenz des KJVD in Moskau schließlich sogar in dessen Zentralkomitee gewählt.

An der Moskauer Delegiertenversammlung konnte Honecker selbst allerdings nicht teilnehmen, weil er zu dieser Zeit bereits im Abstimmungskampf an der Saar gebraucht wurde, in dessen Verlauf nach den Mutterparteien KPD und SPD auch deren Jugendverbände ein Bündnis gegen den Faschismus und den Anschluss der Saar an das Reich schlossen. Diese bahnbrechende Verbindung gab dem Einheitsfrontgedanken, der in den beiden sich bekämpfenden Flügeln der Arbeiterbewegung immer mehr Anhänger fand, weiteren Auftrieb; und an ihrer Vorbereitung hatte Erich Honecker «wesentlichen Anteil», wie der parteiamtliche Lebensabriss von 1972 hervorhob.<sup>9</sup> Nach der gegen alle Erwartungen vernichtend verlorenen Saar-Abstimmung vom Januar 1935 ging Honecker auf Parteibeschluss nach

Paris, wo ihm die neue Mission zuteil wurde, die Leitung des KJVD in Berlin zu übernehmen. Im Sommer 1935 auf verschlungenen Wegen über die Schweiz, Österreich und die Tschechoslowakei nach Berlin gelangt, arbeitete Honecker in der Illegalität eng mit dem führenden Verbandsfunktionär Bruno Baum zusammen, der bis zu seiner Ablösung durch Honecker den kommunistischen Jugendwiderstand in der Reichshauptstadt koordiniert hatte. Die Frist, die Honecker für seine gefährliche Aufgabe blieb, war allerdings kurz bemessen. Im Dezember 1935 schlug die Gestapo erneut zu und verhaftete ihn zusammen mit einer Prager Auslandskurierin namens Sarah Fodorová, die einen Koffer voll Tarnschriften in der Gepäckaufbewahrung des Anhalter Bahnhofs in Berlin deponiert hatte, was dem jungen Antifaschisten zum Verhängnis wurde. Denn als Honecker das eingeschmuggelte Material am Abend des 3. Dezember 1935 im Bahnhof abholte, bemerkte er plötzlich, dass er überwacht wurde. Zwar konnte er seinen Verfolgern mit knapper Not in einer rasch bestiegenen Taxe entkommen, wurde aber am folgenden Morgen beim Verlassen seiner Wohnung in Berlin-Wedding festgenommen.

Dieser trübe Dezembertag sollte für mehr als neun Jahre sein letzter Tag in Freiheit bleiben, doch Honeckers Treue zur Partei erschütterte weder dies noch alle sonstige Pein, die ihm der nationalsozialistische Terrorapparat in den kommenden Monaten und Jahren zufügte, wie es im parteilegitimatorischen Biographieduktus hieß. «Die Torturen in der berühmten Gestapo-Zentrale in der Prinz-Albrecht-Straße sowie die zahlreichen Verhöre durch faschistische Untersuchungsrichter vermochten Erich Honecker nicht zu brechen. Standhaft und unerschrocken vertrat er seine kommunistische Weltanschauung.»<sup>10</sup> Der Volksgerichtshof quittierte diese Haltung mit der widerwillig anerkennenden Feststellung, dass Baum und Honecker sich als «überzeugte und unbelehrbare Anhänger des Kommunismus» erwiesen hätten, und vergalt Härte mit Härte, indem er Honecker im Juni 1937 zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilte.

Das drakonische Urteil bedeutete für Honecker einen harten persönlichen Einschnitt, aber keine politische Zäsur. Im Gegenteil – die langen Jahre im Zuchthaus Brandenburg-Görden fügten den zahlreichen Herausforderungen von Honeckers Kontinuitätsbiographie lediglich eine weitere hinzu: «Eine neue Etappe der Bewährung begann», vermerkte das vom Insti-

tut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED (IML) erstellte Lebensporträt des Generalsekretärs.<sup>11</sup> Auch als Häftling stand Honecker seinen Parteimann. Schon nach kurzer Zeit gelang es ihm, zum Kalfaktor, also Gehilfen des Anstaltsarztes aufzusteigen, was seine Offizialbiographie als Ausdrück zähen und erfolgreichen Ringens um die heimliche Führungsstärke der Partei wertete. «Für die illegale Parteiorganisation war das eine wichtige Funktion.»<sup>12</sup> Die Kalfaktorenposition stärkte Kommunikation und Zusammenhalt unter den in Brandenburg einsitzenden Kommunisten, und sie brachte Honecker trotz der strengen Separierung im Zuchthaus auch dann noch mit zahlreichen Genossen in Verbindung, als er 1940 abgelöst und zum Arbeitsverteiler in der Figurenanfertigung für die Brandenburger Spielzeugfabrik Lineol bestimmt wurde. In dieser Stellung verblieb Honecker, bis er in den letzten Kriegsjahren einer Dachdeckerkolonne zugeteilt wurde, die im Außendienst und vor allem zur Reparatur von Bombenschäden in der Reichshauptstadt eingesetzt wurde, was dazu führte, dass er zur Einsparung von Wegezeit und -kosten seit Frühjahr 1944 überwiegend im Berliner Frauengefängnis Barnimstraße stationiert war.

So abrupt sich seine Haftsituation ändern konnte, so unverbrüchlich blieb Honeckers Glaube an das Gesetz der Geschichte, an das ihn Thälmann 1932 in seinen prophetischen Worten erinnert hatte. «Während der langen Haft zweifelte Erich Honecker niemals an der Gewißheit des Sieges über den Hitlerfaschismus», unterstreicht seine Parteibiographie.<sup>13</sup> Zu derselben Einschätzung war über drei Jahrzehnte zuvor auch die Gestapo gekommen, die sich zweimal nachdrücklich gegen eine vorzeitige Haftentlassung Honeckers gesperrt hatte, weil sie von seiner inneren Wandlung nicht überzeugt war. Eine noch im März 1945 zusammen mit einem Kameraden unternommene Flucht aus dem Gefängnis in Berlin scheiterte. Erst die Befreiung des Zuchthauses Brandenburg-Görden durch die Rote Armee in der Endphase des Kampfes um Berlin am 27. April 1945 brachte auch Honecker die Freiheit. Exakt dreißig Jahre später erinnerte er sich des glücklichen Endes seiner langen Leidenszeit mit bewegten Worten und feierte seine Befreier «als Klassenbrüder und Freunde, die Bahnbrecher einer neuen, einer besseren Zukunft der Menschheit».<sup>14</sup> So rasch er konnte, kehrte Honecker nach Berlin zurück und stellte sich der wiedererstehenden KPD zur Verfügung, die ihm noch im Mai 1945 die Jugendarbeit der Partei

überantwortete und so ihr Vertrauen zu einem ihrer herausragenden Nachwuchskader bewies, der auch unter dem Joch Hitlers in seiner Parteiverbundenheit nicht gewankt hatte.

Der so beschriebene Gang von Honeckers Leben folgte dem Leitbild eines kampferprobten Genossen, der nie die Verbindung zu seiner Partei verlor und den keine noch so starke Anfechtung von seinem gradlinigen und unbeirrten Weg abzubringen vermochte – einem Weg, der am Ende alle Leiden und Entbehrungen mit der Erkenntnis aufwiegen sollte, dass er der einzig richtige war. So war das biographische Narrativ beschaffen, in dem sich die Erlebnisgeneration der vor 1914 geborenen Altkommunisten insgesamt wiederfand. Honecker sprach für sie alle, als er seine um viele Details angereicherte Lebensgeschichte 1980 unter dem bescheidenen Titel «Aus meinem Leben» selbst veröffentlichte und damit so viel Vertrauen zu der unanfechtbaren Richtigkeit seiner Ich-Erzählung bewies, dass er sie ohne Not mit dem öffentlichen Ansehen der DDR insgesamt zu verknüpfen bereit war. In der über die verschiedenen Zeitenwenden des 20. Jahrhunderts hinweg reichenden Konstanz seiner Haltung und Denkweise als Kommunist fand Honecker auch im Untergang der Parteiherrschaft und nach seinem tiefen Fall von der Höhe der Macht in die Niederung der Untersuchungshaft unverändert den Kern seiner Identität. Dies belegt die Lebensschilderung, die er 1990 im Moabiter Haftkrankenhaus auf Nachfrage seiner Untersuchungsärzte vorrug und die in die resümierende Auskunft mündete: «Seinen ideologischen Positionen sei er treu geblieben.»<sup>15</sup> Um seine Selbstcharakterisierung gebeten, gab Honecker eine lakonische Antwort, deren selbstbewusste Eindeutigkeit den Untersuchungsarzt bei der Befragung so verblüffte, dass er sie im Wortlaut festhielt: «Ich war Kommunist, bin Kommunist und werde Kommunist bleiben.»<sup>16</sup>

Verhielt es sich so? Vielfach wurden seither Erich Honeckers lange Jugend und seine politische Laufbahn vor 1945 beschrieben, aber noch nie mit wissenschaftlichen Mitteln detaillierter untersucht. Die zahlreich vorliegenden Biographien halten sich im Wesentlichen an die mündlichen und schriftlichen Auskünfte, die Honecker später selbst über sein Leben vor der kommunistischen Herrschaftsetablierung gab.<sup>17</sup> Ein genauerer Vergleich dieser Ich-Zeugnisse mit den vielen anderen Überlieferungsspuren im Schriftgut der NS-Behörden und in den Unterlagen der Staatssicherheit, in

den Kaderakten der SED-Bürokratie und in den Schilderungen von Zeitgenossen mag müßig sein, insofern er den wenig erheblichen Beitrag des saarländischen Jungkommunisten Erich Honecker für den Gang der Geschichte vor 1945 zu ermitteln sucht. Nicht als Biographie eines Bedeutenden lohnt die Betrachtung von Honeckers Lebensweg vor seiner Nachkriegskarriere in der KPD bzw. SED, sondern wegen der Bedeutung des Biographischen in der Machthierarchie des SED-Staates. Die nähere Ergründung seiner Jugendvita vermag Auskunft über das lebensgeschichtliche Gepäck zu geben, das Honecker aus der Zeit vor 1945 in sein späteres Leben mitnahm; sie erhellt die biographischen Deutungskämpfe um eine Person der Zeitgeschichte, die 1971 zum ersten Mann im ostdeutschen Staate aufstieg und nach 1989 zu seinem verächtlichsten Verantwortungsträger herabsank; und sie eröffnet schließlich anhand von Honeckers Ich-Erzählung vor und nach 1989 Einblicke in die inneren Bindungskräfte der sozialistischen Sinnwelt.

Eine lohnende Nachzeichnung des Lebenswegs Erich Honeckers von der Geburt bis zum Beginn der politischen Nachkriegskarriere kann infolgedessen nicht so sehr darauf zielen, die Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte zu ergründen, sondern muss vielmehr die Spiegelung der Geschichte in der Persönlichkeit verfolgen. Das Interesse dieser Untersuchung gilt nicht Honeckers Entwicklung zum ostdeutschen Repräsentanten der kommunistischen Weltordnung, sondern seiner Jugend im Leben davor und dem hartnäckigen Bemühen, über dieses Leben nachträglich Deutungshoheit und Faktenmacht zu gewinnen. Nirgendwo kam dieser biographische Herrschaftsanspruch klarer und machtvoller zum Ausdruck als in den biographischen Lebensabrissen, die nach Honeckers Aufstieg zum obersten Repräsentanten des SED-Staates publiziert wurden, und besonders in seinen 1980 erschienenen Memoiren. Keine andere Quelle weiß mehr über Honeckers Jugendjahre zu berichten, keine andere Instanz hat zugleich mehr Einfluss auf deren nachträgliche Deutung ausgeübt. Was wir über Honeckers politische und persönliche Entwicklung wissen, ist von seiner in der DDR kodifizierten Selbstsicht vorgeprägt. Die Jugendgeschichte des Altkommunisten Erich Honecker lässt sich daher nicht anders erzählen als in ständiger Auseinandersetzung mit ihrer autobiographischen und parteiamtlichen Beherrschung in der DDR.

Der Wille der Partei, auch die Vergangenheit ihrer Kader zu kontrollieren, begleitete Erich Honeckers politisches Leben von früh auf. Den ersten überlieferten Fragebogen zu seinem Werdegang hatte er bereits als noch nicht Achtzehnjähriger vor Aufnahme in die Internationale Lenin-Schule in Moskau 1930 abzugeben,<sup>18</sup> und am Neubeginn seiner politischen Laufbahn nach dem Zweiten Weltkrieg stand wiederum zunächst die Ausfüllung eines detaillierten Fragebogens. In autoritativem Ton begehrte die offiziell noch gar nicht wieder zugelassene KPD in Berlin schon am 1. Juni 1945 nicht nur Honeckers weltanschauliche Haltung von der Parteizugehörigkeit bis hin zur Zeitungslektüre zu erfahren sowie über Ämter, Auslandsaufenthalte und Schulungen unterrichtet zu werden, sondern wollte auch die «politische Einstellung und Funktion» von Vater, Mutter und Geschwistern sowie «Beschäftigung und Eigentum (Haus, Größe des Besitzes)» der Eltern und weiteren Angehörigen in Erfahrung bringen.<sup>19</sup>

Die Kaderakte Erich Honeckers dokumentiert die immer neuen Anläufe, mit denen Staat und Partei von Anfang an durch Personalfragebögen («Sämtliche Fragen sind gewissenhaft und ausführlich in lesbarer Schrift zu beantworten. Striche gelten nicht als Beantwortung!»<sup>20</sup>) und angehängte Lebensläufe genaue Angaben über «allgemeine Bildung», «berufliche Entwicklung» und «politische Entwicklung» erhalten wollten,<sup>21</sup> um daraus wahlweise eine referierende «Kurz-Biographie» zu erstellen oder auch eine wertende Einschätzung vorzunehmen: «Genosse Honecker ist ein alter parteiergebener, parteitreuer und parteiverbundener Genosse, der seit seiner frühesten Jugend in der Arbeiterbewegung steht», hielt eine Bewertung um 1948 fest. «Sein Auftreten ist energisch, er besitzt ein stark ausgeprägtes Selbstbewusstsein (...). In seinem Auftreten vertritt er immer die Linie der Partei. Er ist noch sehr entwicklungsfähig. Moralisch ist uns nichts Nacheiliges bekannt.»<sup>22</sup> Schon im August 1946 hatte die neuentstandene Sozialistische Einheitspartei eine erste «Charakteristik des Vorsitzenden der FDJ Erich Honecker» erbeten und ein glänzendes Zeugnis über den Jugendfunktionär erhalten: «Erich Honecker ist ein mit vielseitigen Fähigkeiten begabter Mensch. (...) Er steht selbstverständlich und mit voller Überzeugung auf dem Boden der SED.»<sup>23</sup> Auch dem bereits zum Kandidaten des Politbüros aufgestiegenen Honecker verlangte der Umtausch des Mitgliedsbuchs im März 1951 einen neuerlichen Lebenslauf ab, und das Gleiche for-

derte von ihm 1954 der «Fragebogen für Delegierte zur Vorbereitung und Durchführung des IV. Parteitages der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands in Berlin.»<sup>24</sup>

Auf diese Weise sicherte sich die Partei ein umfassendes Wissen über den Werdegang ihrer Mitglieder; vor allem aber sicherte sie sich die Herrschaft über die Erzählung dieses Werdegangs. Die Parteiregistratur bewahrte die Beschwerde auf, in der die Volkspolizei im Frühjahr 1949 mitteilte, dass ein gewisser «Erich Honnecker» gegenüber den Sektorenkontrollposten Oberbaumbrücke ein herausforderndes und ausfälliges Verhalten an den Tag gelegt habe.<sup>25</sup> Die Kaderakte sicherte die Macht der Partei über ihre Genossen. Aus ihr blieb nachvollziehbar, wann genau Erich Honecker seinen Parteieintritt um ein Jahr vordatierte oder den Abbruch der Dachdeckerlehre in die Berufsangabe «Dachdecker» verwandelte. Die Personalunterlagen speicherten für alle Zukunft das vielsagende «? HJ», das in einem der ersten Lebensläufe Erich Honeckers in der Rubrik vermerkt worden war, in der die «politische Tätigkeit» des zu den Nazis übergegangenen Bruders Robert anzugeben war.<sup>26</sup> Die Kaderakte bewahrte mit der Verfügung «ablegen in den Fragebogen von Honecker» ebenso unauslöschlich das Wissen, dass Honecker sich in der Nachkriegszeit über den SED-Aufnahmeantrag der Leiterin des Frauengefängnisses Berlin-Barnimstraße, die ihm aus der Haftzeit bekannt war, in einer ersten Stellungnahme ablehnend und in einer zweiten zustimmend ausgesprochen hatte.<sup>27</sup>

Mit Honeckers politischem Aufstieg kam ein dritter Akteur ins Spiel: die Öffentlichkeit. Dank ihrer schloss sich die Kluft des Misstrauens zwischen der Partei und ihrem Kader zugunsten einer gemeinsamen Frontstellung gegen die Öffentlichkeit, um etwaige biographische Attacken des «Gegners» mit ihren Möglichkeiten zu unterbinden. Nicht immer gelang dies. Einen solchen Angriff, gegen den das hingegangene Parteigedächtnis machtlos bleiben musste, stellte der Fall des langjährigen Honecker-Rivalen Willi Stoph dar. Der parallel zu Honecker in der SED aufgestiegene Spitzenfunktionär musste 1960 von Ulbricht und Honecker als DDR-Verteidigungsminister zurückgezogen werden, nachdem eine westdeutsche Veröffentlichung publik gemacht hatte, dass er 1944 in einer Betriebszeitung der Deutschen Arbeitsfront eine «Geburtstagsparade vor dem Führer» als «Erlebnis von bleibendem Wert» gepriesen hatte.<sup>28</sup>



Solche Einbrüche zu verhindern, war der Allianz von Kader und Parteiapparat aufgegeben, und in ihr formte sich die zum öffentlichen Gebrauch taugliche Lebensgeschichte Honeckers. Sie musste gegen jede Diskreditierung seines antifaschistischen Werdegangs gefeit sein, wie sie nach einer Lagebeurteilung des MfS von 1978 «unter anderem durch auftragsgemäße Presseveröffentlichungen in der BRD» lanciert wurden.<sup>29</sup> Ungeachtet von Honeckers geradlinigem Lebensweg in der kommunistischen Bewegung begegneten diesem Vorhaben aber ungeahnte Schwierigkeiten: «Über den Genossen Erich Honecker sind in der Kaderabteilung keine Unterlagen vorhanden», hielt ein erschrockener Vermerk Anfang 1950 fest,<sup>30</sup> und noch ein Jahr nach dem Machtwechsel von 1971 wandte sich das Büro Honecker an den Leiter der Kaderabteilung, um etwa das genaue Datum der Berufung des Ersten Sekretärs in das ZK der damaligen KPD zu eruieren.<sup>31</sup>

Zwei Jahre zuvor war immerhin schon ein parteiamtlicher Lebenslauf erstellt worden, der auf sechs Schreibmaschinenseiten in einer «autorisierte(n) Fassung von 1970» den Kaderunterlagen beigelegt werden konnte. In bemerkenswerter Verkehrung der Deutungshoheit über die eigene Biographie fragte Honecker selbst beim Leiter der Kaderabteilung nach, ob dieser Abriss lebensgeschichtlich haltbar sei, und erhielt eine beruhigende Auskunft: «Werter Genosse Honecker! Die beiliegende Biographie habe ich mit Deinen Kaderunterlagen verglichen. Es gibt in den ange[ge]benen Daten Übereinstimmung.» Mehr noch: Das Gedächtnis der Partei konnte weiterhelfen, wo die Erinnerung ihres Spitzenkaders versagte, und sie statete ihn in einer Weise mit Informationen über sein eigenes Leben aus, die auch sprachlich seine persönliche Individualität hinter der politischen Repräsentativität zurücktreten ließ «Zu den offenen Fragen: (–) Zu 1.: Genosse Erich Honecker trat 1926 dem Holzarbeiterverband bei. (–) Zu 2.: Genosse Erich Honecker gehörte der Arbeiterturn- und Sportbewegung «Fichte» Wiebelskirchen/Saar seit 1926 an. (–) Zu 3.: Genosse Erich Honecker übte nach seiner beruflichen Tätigkeit eine hauptamtliche Tätigkeit im KJVD aus. (–) Zu 7.: Genosse Erich Honecker war von 1951–1955 Mitglied des WBDJ.»<sup>32</sup>

Der von der Partei wie von ihrem Träger gleichermaßen approbierte Lebensabriss von 1970 enthielt *in nuce* bereits die Versatzstücke der kommunistischen Kontinuitätsbiographie, die der Generation der Altkommunisten

ihre weitgehende Uniformität verlieh: proletarische Herkunft, makellose Gesinnung, heroischer Antifaschismus, unbedingte Verlässlichkeit, vielseitige Verwendung, angemessene Ehrung: «Honecker wurde am 25. August 1912 in Neunkirchen (Saar) als Sohn eines Bergarbeiters geboren, der der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD) angehörte. 1922 trat der junge Honecker in die Kommunistischen Kindergruppen ein. (...) 1929 wurde er Mitglied der KPD. (...) Seine im politischen Kampf erworbenen Erfahrungen setzte er vor allem für die Herstellung der Einheit der Arbeiterjugend im Kampf gegen den Faschismus ein (...). Im Dezember 1935 wurde Honecker verhaftet und nach eineinhalbjähriger Untersuchungshaft wegen seines mutigen Kampfes vom sogenannten Volksgerichtshof zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt, von denen er acht Jahre in Brandenburg-Görden verbüßen musste, bevor ihn die Soldaten der Sowjetarmee im April 1945 aus dem Kerker befreiten. Nach der Vernichtung des Hitlerregimes arbeitete Honecker im Auftrag der Partei als Jugendsekretär beim ZK der KPD. Mit großer Energie setzte er sich für die demokratische Umerziehung der Jugend und ihre Gewinnung für den Aufbau eines neuen demokratischen Deutschlands ein. (...) Honecker verband seine führende Tätigkeit in der FDJ mit der Ausübung verantwortungsvoller Funktionen in der SED. (...) 1955 würdigte die Regierung der DDR seine hervorragende Arbeit für die Entwicklung der jungen Generation mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Gold. Nach einem Studium in der Sowjetunion von 1955–56 setzte Honecker seine Tätigkeit im Führungskollektiv der SED fort. Er ist seit 1958 Mitglied des Politbüros des ZK der SED, Mitglied seines Sekretariats und Sekretär des ZK der SED. (...) Insbesondere galt seine Aufmerksamkeit der stetigen Vertiefung der Zusammenarbeit zwischen der SED und der Kommunistischen Partei der Sowjetunion, zwischen der DDR und der UdSSR, der er durch seine Mitarbeit bei Beratungen und Verhandlungen auf Partei- und Regierungsebene wertvolle Impulse gab. (...) 1969 wurde Honecker mit dem Karl-Marx-Orden geehrt.»<sup>33</sup>

Diese einzelnen Topoi dienten fortan als narrative Eckpunkte der öffentlichen Präsentation Honeckers, der mit seiner Wahl zum Ersten Sekretär des SED-Zentralkomitees seit 1971 einer schlagartig gewachsenen internationalen Aufmerksamkeit ausgesetzt war. Mit ihr mussten auch die Hüter von Honeckers Kaderakte rechnen, die sich in allen weiteren Aufstel-

lungen von Honeckers *curriculum vitae* an die einmal festgelegten Datierungen hielten. Hierauf bauten die Bemühungen verschiedener Parteieinrichtungen auf, immer detaillierter die biographischen «Daten aus dem Leben und Kampf des Generalsekretärs» zusammenzutragen, die schließlich zu einer autoritativen Zusammenstellung der SED-Parteihochschule in Gestalt einer biographischen Datentafel gerannen.<sup>34</sup> Auf diesen Vorarbeiten fußte Erich Honeckers Veröffentlichung «Aus meinem Leben» 1980, die fortan und bis zum Ende des SED-Staates die autobiographisch und parteiamtlich kodifizierte Erzählung seiner Vita darstellte.



Erster Teil

## **Honeckers Heimat**

## I. Wieder in Wiebelskirchen

Der 10. September 1987 wurde zu einem großen Tag in der über ein Jahrtausend zurückreichenden Geschichte des kleinen Saardorfes Wiebelskirchen, das erst wenige Jahre zuvor seine kommunale Selbständigkeit verloren hatte und von seinem Nachbarort Neunkirchen eingemeindet worden war: Es erwartete den Besuch des obersten Repräsentanten des zweiten deutschen Staates. Der auf Einladung Bundeskanzler Helmut Kohls als Staatsgast in der Bundesrepublik weilende DDR-Staatsratsvorsitzende hatte die offiziellen Verpflichtungen seines Aufenthaltes unterbrochen, um über Trier ins Saarland zu reisen und dem Haus einen privaten Besuch abzustatten, in dem er seine Kindheit verlebt hatte und das nach dem Tode ihres Mannes seine jüngste Schwester nun allein bewohnte. Eine von der Polizei in respektvollem Abstand gehaltene Menschenmenge begrüßte den heimgekehrten Sohn mit Beifall und Fahnen, als der Konvoi in der abgesperrten Kuchenbergstraße 88 vorfuhr und der Wagenschlag der mit einer DDR-Standarte geschmückten Staatslimousine vom Typ Mercedes 600 für den hohen Gast aufgerissen wurde. Zahlreiche Pressefotografen hatten sich in den umstehenden Häusern Fensterplätze gesichert, um den Kontrast zwischen dem bescheidenen Bergmannshäuschen und seinem weltberühmten Besucher festzuhalten, der aufgeräumt alte Bekannte begrüßte und zahlreiche Hände schüttelte, bevor er durch den engen Seitengang auf den zum Garten gelegenen Hauseingang zustrebte, wo ihn seine Schwester zu Kaffee und Streuselkuchen erwartete.

Doch trotz der Anschein, dass Honecker seinen Besuch vornehmlich als selbstgefälligen Spiegel des eigenen Aufstiegs verstand. Die Bilder zeigen vielmehr einen fast unsicher auftretenden Besucher, der sich der auf ihn einstürmenden Heimatgefühle kaum zu erwehren vermochte. Seine politische Reiseroute führte ihn von Ost-Berlin nach Bonn und München, aber

hinter ihr verbargen sich die Ambitionen einer sehr persönlichen Deutschlandfahrt, deren wichtigste Ziele in Rheinland-Pfalz und im Saarland lagen. Dass dieser vierte Tag seiner Wiederbegegnung mit dem Land westlich der Elbe besondere Gefühle in Honecker wachrufen würde, trat allerdings nicht sofort zu Tage. In Trier empfing Ministerpräsident Bernhard Vogel den SED-Generalsekretär, der sich durch die Porta Nigra geleiten ließ und eine ausgedehnte Besichtigung der Innenstadt unternahm, bevor er am Nachmittag dem Geburtshaus von Karl Marx seinen Besuch abstattete und ihn erwartungsgemäß als besonderen Höhepunkt seiner Reise bewertete. Doch schon als er im Steinsaal des Trierer Landesmuseums den Begrüßungsworten des Ministerpräsidenten lauschte, schien es dem Korrespondenten der *Süddeutschen Zeitung*, «als weile der SED-Generalsekretär mitunter mit seinen Gedanken anderswo. Täuscht der Eindruck, oder denkt er in dieser Mittagsstunde womöglich an das, was ihn an diesem Nachmittag noch erwartet?» Abwegig fand der einfühlsame Reporter Honeckers vermutete Besinnlichkeit jedenfalls nicht, «denn Außerordentliches steht ihm auf dieser mit Außerordentlichem geradezu übersättigten Reise noch bevor».<sup>1</sup>

So war es in der Tat. Von Trier aus brach Honecker zu einem als privat deklarierten Abstecher in seine engere Heimat auf, dessen Stimmungslage der saarländische Ministerpräsident Oskar Lafontaine vorgab, als er seinen Gast in Saarbrücken «im Land seiner Kindheit» mit den Worten «Fühle Sie sich wie dehemm» begrüßte. Für den *Spiegel* notierte Jürgen Leinemann verblüfft, dass Honecker die anbietende Anrede keineswegs für heimat-tümelnde Koketterie nahm: «Und der Gast, zum ersten Mal seit 40 Jahren wieder an der Saar, echot bewegt: ‹Wie dehemm.›»<sup>2</sup> Auf dem Wiebelskirchener Friedhof besuchte er die Gräber seiner Eltern, bevor er sich in seinem einstigen Zuhause von seiner Schwester willkommen heißen ließ. Auf der kurzen Wegstrecke vom Kirchhof über die Bliesbrücke bis zum vertrauten Haus seiner Kindheit an der Ausfallstraße nach Neunkirchen badete der Gast in Erinnerungen. Zahlreiche Bürger, die den «Honecker Erich» noch aus seiner Kinderzeit kannten oder mit ihm im Kommunistischen Jugendverband aktiv gewesen waren, säumten den Weg und warteten darauf, vielleicht die Hand des Heimgekehrten ergreifen und ein kurzes Wort an ihn richten zu können. Auch im Bürgerhaus seiner Geburtsstadt Neunkirchen, wohin Honecker von Wiebelskirchen aus weiterfuhr, begrüßten

ihn am Abend Hunderte von Gästen. Allerdings mussten sie sich etwas gedulden, denn Honecker hatte auch seinem Geburtshaus in der Max-Braun-Straße einen Besuch abstatten wollen. Dann aber drängten sich zu den Klängen der Wiebelskirchener Schalmeienkapelle, die Erich Honecker schon seit 1972 als Ehrenmitglied führte, Bekannte von einst, Weggefährten und Familienfreunde zu ihm, um einen persönlichen Gruß an den Gast zu richten oder ihm Blumen zu überreichen. «Alte Kampfgenossen und Schulfreunde aus den dreißiger Jahren waren darunter und auch Jüngere. (...) Der 71jährige Fritz Sick, der zusammen mit Erich Honecker 1930/31 im Kommunistischen Jugendverband gearbeitet hatte, schloß den Freund in die Arme. «Erkennen Sie mich wieder?» fragte der 93jährige Gewerbeoberlehrer Friedrich Müller seinen einstigen Schüler, der ihm freudig die Hand drückte und ihm weiter gute Gesundheit wünschte. Elsa Merkel küßte den Genossen, mit dem sie seit 1931 in der Kommunistischen Partei Deutschlands kämpfte.»<sup>3</sup>

Mit einer Mischung aus Ironie und Verwunderung registrierten die mitgereisten Journalisten die Wirkung eines eigentümlichen «Saarland-Bonus», den der *Spiegel* schon drei Jahre zuvor im Zusammenhang mit einer angekündigten, dann jedoch auf Moskauer Druck hin abgesagten Bonn-Reise Honeckers bemerkt haben wollte und nun eindrucksvoll bestätigt fand: «Wer den hölzernen Gast in Bonn erlebt hat und nun an der Saar beobachtet, der kommt aus dem Staunen nicht heraus. Kann man sich den disziplinierten Staatsmann Honecker aus der Redoute vorstellen, wie er die lang entbehrte Bibbelsches-Bohnesupp stehen läßt und tränenden Auges mitsummt, als ein Männerchor von alten Straßen singt und alten Freunden in der Heimat, die nicht mehr leben?»<sup>4</sup>

Für Honecker war das mehr als nur Folklore. Wie tief ihn seine Reise in die eigene Vergangenheit bewegte, verriet nicht nur ein im elterlichen Garten von Wiebelskirchen gepflückter Apfel, den Honecker nach der Beobachtung von Journalisten «noch in Neunkirchen in der Hand hält».<sup>5</sup> Sein ganzer Auftritt im Bürgersaal von Neunkirchen schien wie angerührt vom Zauber einer neuen Einheit in Brüderlichkeit. Kaum hatte Honecker den Wiebelskirchener Schalmeienfreunden für ihr «Lied vom kleinen Trompeter» mit einem väterlich-gerührten «Das habt Ihr gut gemacht» gedankt,<sup>6</sup> fand Neunkirchens Oberbürgermeister Peter Neuber deutliche Worte über

den «Zwiespalt der Gefühle», den Honeckers Besuch in seiner Heimatstadt wachrufen müsse: Was die Deutschen in Ost und West verbinde, sei nicht nur eine Verantwortungsgemeinschaft für den Frieden, sondern auch eine des menschlichen Empfindens. «Wir wünschen uns», wandte Neuber sich in fast undiplomatischer Direktheit an den SED-Generalsekretär, «daß den bestehenden Grenzen, die wir respektieren, ihr trennender und unmenschlicher Charakter genommen werde, daß sich, wie unser Bundespräsident dies jüngst in Moskau ausgedrückt hat, die Einheit der Nation mit der Freiheit ihrer Menschen erfülle.»<sup>7</sup> Honecker stand regungslos daneben, als Neuber ungerührt fortsetzte: «Historischer Rang wird Ihrer Reise von Späteren zuerkannt werden, wenn sich die daran geknüpften Hoffnungen auf die Reformfähigkeit der Systeme auch erfüllt haben. Wäre es zum Beispiel schlecht, wenn Grenzschilder nur noch Anschauungstafeln für den Geschichtsunterricht wären und Zöllner den Reisenden den Weg erklärten und ihnen eine gute Weiterfahrt wünschten?»<sup>8</sup>

Wie würde Honecker darauf reagieren, dass Neuber auf diese Weise Honeckers Gefühlsreise in die Vergangenheit so unmittelbar mit der politischen Realität der Gegenwart verknüpfte? Würde er sich im bekannten Regimeton die ungebührliche Einmischung in die inneren Angelegenheiten seines Landes verbitten? Als er ans Mikrofon trat, war ihm die Anspannung deutlich anzumerken: «Erich Honecker nimmt sich nicht die Zeit, das Mikrofon zu sich herunterzuziehen. Er beginnt zu reden, bevor seine Hand mit routiniertem Griff das Manuskript aus der Brusttasche seines Anzuges geangelt hat. (...) Er redet wie in Trance. Er kann seine Augen, die schmal hinter der Hornbrille blitzen, nicht auf den Text konzentrieren. Immer wieder schweifen seine Blicke flatternd an die Decke. Daß Oskar Lafontaine, der Ministerpräsident des Saarlandes, herantritt und liebevoll das Mikrofon zu ihm herunterbiegt, nimmt er gar nicht wahr. Ein leichter Schweißfilm glitzert auf seiner Stirn, als er die Begrüßung «als Ausdruck der Wertschätzung für die DDR» in Anspruch nimmt.»<sup>9</sup> Doch Honecker gelang dieser Spagat zwischen dem obersten DDR-Machthaber und dem heimgekehrten saarländischen Bergmannssohn nur für kurze Zeit. Bereits nach wenigen Sätzen überwältigten ihn die Gefühle, die mit der Rückkehr an den Ort seiner Kindheit und Jugend, den er seit vierzig Jahren nicht mehr gesehen hatte, auf ihn einströmten. *Spiegel*-Reporter Leinemann pro-



tokollierte: «Zwar hat er auch heute in der gewohnten eingefrorenen Pose begonnen, das Manuskript hält er wie einen Schutzschild vor der Brust. Dann aber breitet er plötzlich die Arme aus, als wolle er seine Zuhörer umschlingen; vergessen hängt der Redetext in seiner Rechten.»<sup>10</sup>

Wie weggewischt waren die ausgeleiterten Phrasen vom souveränen Grenzregime und seinem antifaschistischen Schutzwall. Eingehüllt in die Welt von Wiebelskirchen mit ihrer blaugewandeten Schalmeykapelle und den zahlreichen zugewandten Gesichtern seiner Jugendwelt, war Honecker nicht fähig oder nicht willens, der Kritik am *Status quo* der deutsch-deutschen Beziehungen in gewohnter Weise entgegenzutreten. Als er davon sprach, dass sich für ihn mit Neunkirchen «viele persönliche Gefühle und Erinnerungen, nicht zuletzt aus der Zeit gemeinsamen antifaschistischen Kampfes» verbänden, folgte er noch seinem vorbereiteten Redemanuskript.<sup>11</sup> Aber dann ließ er, von der Stimmung seiner gefeierten Ankunft in der Heimat getragen, Rücksicht und Redetext fahren und erklärte sich im Lichte seiner eigenen Lebensgeschichte zum Wegbereiter einer innerdeutschen Grenzschleifung: Gegenwärtig seien die beiden deutschen Staaten in ihren Bündnisssystemen fest verankert. «Daß unter diesen Bedingungen die Grenzen nicht so sind, wie sie sein sollten, ist nur allzu verständlich. Aber ich glaube, wenn wir gemeinsam hinwirken entsprechend dem Kommuniqué, das wir nunmehr in Bonn unterzeichnet haben, und in Verbindung damit eine weitere friedliche Zusammenarbeit erreichen, wird auch der Tag kommen, an dem Grenzen uns nicht mehr trennen, sondern Grenzen uns vereinen.»

Wohl vom Überschwang der eigenen Worte überrascht, versuchte Honecker die Wirkung seiner Aussage mit dem rasch nachgeschobenen Zusatz zu dämpfen: «so wie uns die Grenze zwischen der Deutschen Demokratischen Republik und der Volksrepublik Polen vereint».<sup>12</sup> Dennoch, sichtlich bewegt, wie der hinter ihm stehende Hans-Otto Bräutigam registrierte,<sup>13</sup> hatte er sich in freier Rede zu Äußerungen hinreißen lassen, die seine mitgereisten Mitarbeiter förmlich erstarren ließen: «Ich glaubte nicht richtig gehört zu haben, den anderen ging es ähnlich», beschrieb der Leiter der «Abteilung BRD» im DDR-Außenministerium Karl Seidel seine Reaktion, als er den DDR-Staatsratsvorsitzenden im Anschluss an seine vorbereiteten und abgewogenen Dankesworte seine nicht vorgesehene, nicht vom Politbüro bestätigte und mit niemandem abgestimmte Erklärung über die Zu-

kunft der deutsch-deutschen Grenze vortragen hörte, zu der ihm so überdeutlich die sentimentale Rückkehr nach Hause die Zunge gelockert hatte.<sup>14</sup> Wenngleich die DDR-Presse sie mit bemühtem Schweigen übergang, sorgten Honeckers Worte in Ost und West für erhebliches Aufsehen,<sup>15</sup> und in Ost-Berlin meldete sich der sowjetische Botschafter Kotschemassow bei dem Stallwache haltenden Egon Krenz, um ihn mit Unverständnis über Honeckers Alleingang und der energischen Bitte um Aufklärung zu überschütten, noch bevor der SED-Generalsekretär am Abend seinen Stellvertreter selbst telefonisch über den Verlauf des Besuchstages in Neunkirchen unterrichtet hatte.<sup>16</sup>

Für einen kommunistischen Funktionär, der dem proletarischen Internationalismus huldigte, war diese emotionale Bezugnahme auf den Ort der eigenen Herkunft bemerkenswert. Ihresgleichen hatte sie weder in der DDR noch in anderen sozialistischen Staaten. Die Bergmannsöhne Nikita Chruschtschow und Leonid Breschnew hatten von ihrer ukrainischen Herkunft zeitlebens ebenso wenig Aufhebens gemacht wie Władysław Gomułka von seiner galizischen. Schon gar nicht fanden es ostdeutsche Spitzenfunktionäre mit westdeutschen Wurzeln wie der Württemberger Kurt Hager oder der aus Mannheim stammende Heinz Hoffmann angemessen, in der DDR ihre Verbundenheit zu ihrer Heimat im Westen herauszustellen. Über der Leipziger Herkunft Walter Ulbrichts schwebte ein Dunkel des Ungefähren und des Unglaubens, «dass das Geburtshaus ihres Großen Sohnes echt sei».<sup>17</sup> Honecker hingegen demonstrierte seine tiefreichende Heimatverbundenheit nicht nur 1987 auf seiner wichtigsten politischen Reise als Staatsratsvorsitzender, sondern auch schon in seinen sieben Jahre zuvor erschienenen Memoiren, in denen er ausführlich auf seine Kindheit in Wiebelskirchen einging. Ebenso gab er nach seinem Sturz der Erinnerung an den «schönen Ort» breiten Raum, in dem selbst der sozialen und politischen Zerklüftung noch eine höhere Harmonie innewohnte: «Mir haben die Menschen, die dort wohnten, gefallen und die Gebäude, die dort standen. Das waren zum größten Teil kleine Häuser von Bergarbeitern, von Metallarbeitern und kleinen Geschäftsleuten. Ich möchte noch sagen, mir haben sogar die Pfarrer gefallen. (...) Trotz der sozialen Unterschiede gab es damals eine große Übereinstimmung zwischen den Menschen.»<sup>18</sup>

In dieser verklärenden Sicht des aus dem Amt gejagten und zu den sow-

jetischen Streitkräften nach Beelitz geflüchteten Ex-Diktators von 1990 kommt eine Sehnsucht nach der Heimat zum Ausdruck, die sich Honecker nach eigener Anschauung auf seiner *sentimental journey* drei Jahre zuvor nur im Geheimen zugestanden haben wollte. «Bei meinem letzten Besuch in Wiebelskirchen, bei dem ich mich leider sehr stark an die Protokollvorschriften halten mußte, hatte ich jedoch das Empfinden, daß eine große Verbundenheit bestand zwischen der Bevölkerung und mir.»<sup>19</sup> Das Band der Zugehörigkeit zu den Menschen der Heimat, das zu offen zu zeigen ihm die Staatsrason verbot, musste ihm die Natur ersetzen. Hier kam der kleine Apfel zum Tragen, den *Spiegel*-Reporter Leinemann am 10. September 1987 in Honeckers Hand bemerkt hatte. Er wurde für den heimatsuchenden Diktator zu einem Talisman, der ihn mit der Wärme der elterlichen Geborgenheit vor der Kälte und Zerrissenheit der politischen Gegenwart beschützen sollte. «Es gab noch einen Ausgang nach hinten zu einem schönen Garten», erinnerte sich Honecker im Januar 1990 an seinen letzten Besuch im Elternhaus. «Da hat mein Vater später noch eine Veranda gebaut. Allerdings, der schöne Kirschbaum, der im Garten stand, verhinderte gleichzeitig die Sicht auf die katholische Kirche. Diesen schönen Kirschbaum habe ich bei meinem letzten Besuch nicht mehr angetroffen. Stattdessen einen Apfelbaum, von dem ich damals einen Apfel klaute, der mich durch die ganze Bundesrepublik begleitete, bis nach Berlin.»<sup>20</sup> Dieser Apfel wurde Honecker zum Unterpfand einer politischen und familiären Identität, die die Welt von Wiebelskirchen her begriff und sein Leben lang gleich blieb. Sie lässt sich bis in das Erweckungserlebnis des Schuljungen zurückverfolgen, der in der Familie erfuhr, was «Lenin und die Revolution» seien. «Der Vater», so erinnerte sich Honecker in vertrautem Kreis Jahrzehnte später, «zeigte aus dem Fenster: Siehst Du den Apfelbaum da? Stell' dir vor, ich klettere rauf und hole die Äpfel herunter, und ein anderer steht dabei und guckt zu. Und wenn ich sie alle eingesammelt habe, dann gibt er mir ein paar und die ganze Kiepe mit den vielen Äpfeln nimmt er für sich. Und das haben die in Rußland geändert. Jetzt kriegt jeder, was er verdient, und die Äpfel behält der, der sie pflückt. (...) Ich weiß das noch wie heute, und ich erinnere mich noch, als dann die Revolution auch zu uns kam, fragte ich meine Mutter, ob wir denn jetzt die Äpfel alle bekommen von dem Baum da.»<sup>21</sup>

Es liegt auf der Hand, dass diese Identitätsvergewisserung spätestens

1987 auch von der zunehmenden Ausweglosigkeit des sozialistischen Projekts getrieben wurde, die den SED-Chef im Angesicht der unsicheren Zukunft immer stärker Anlehnung an die Vergangenheit und ihre verbürgten Gewissheiten suchen ließ. Die Wiebelskirchener Heimat bildete für Honecker den örtlichen, zeitlichen und familiären Fluchtpunkt einer lebensgeschichtlichen Selbstvergewisserung, dessen Bedeutung er erst in den Monaten nach dem Verlust der Macht offenbarte. Nach dem früh verlassenen Elternhaus befragt, bekannte er: «Meine Mutter und meinen Vater habe ich mein ganzes Leben lang vermißt und vermisse sie auch jetzt noch heute.»<sup>22</sup>

Das war keine sentimentale Greisenattitüde. Die Verbindung zwischen Eltern und Sohn blieb zeit seiner Jugend bis zum Fortgang aus Wiebelskirchen im Januar 1935 intakt und bestand bis zum Tode seiner Eltern in den sechziger Jahren fort. Wie selbstverständlich lud Honecker den Bezirksleiter des Kommunistischen Jugendverbandes Herbert Wehner, dem er in der Zeit des Abstimmungskampfes an der Saar zugeteilt war, 1934 zu seinen Eltern nach Wiebelskirchen ein. Nach seiner Verhaftung und Verurteilung zu einer zehnjährigen Zuchthausstrafe in Berlin hielten Besuche seiner jüngsten Schwester Gertrud und ihres Mannes Hans Hoppstädter den familiären Kontakt aufrecht, während sein Vater für zwei Gnadengesuche 1939 und 1942 sogar Unterstützung bei der Wiebelskirchener Ortsgruppe der NSDAP fand. Nach seiner Befreiung im Frühjahr 1945 setzte Honecker wiederum erst an zweiter Stelle auf eine Berliner Verwendung in der neugegründeten KPD und zog ihr eine Entsendung in das alte Wirkungsgebiet vor: «Partei- und Gewerkschaftsarbeit im Bez. Saarpfalz bzw. Mannheim, Frankfurt a. Main. Im Verhinderungsfalle Aufbau des KJVD in Berlin bzw. Arbeit in der Parteiorg.», hielt er am 10. Juni 1945 in einem Fragebogen fest.<sup>23</sup>

Dazu kam es nicht, aber ungeachtet der katastrophalen Verkehrsverhältnisse gelang es ihm nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, schon zu Weihnachten 1945 wieder in Wiebelskirchen zu sein. Zwei weitere Male besuchte er in den vierziger Jahren seinen Heimatort noch, bis die politischen und mentalen Grenzen zwischen dem unter französischem Besatzungsstatut stehenden Saarprotektorat im Südwesten und dem SED-Staat im Nordosten des mehrfach geteilten Deutschlands auch für ihn zu hoch wurden. Stattdessen kamen nun seine Eltern häufig nach Ost-Berlin und übernahmen

auch die Betreuung seiner Tochter Sonja in der Zeit, als Margot Honecker 1953/54 einen einjährigen Lehrgang auf der Moskauer Parteihochschule absolvierte.<sup>24</sup> Neben den Eltern fuhren auch seine Schwestern und später deren Kinder regelmäßig auf Verwandtschaftsbesuch nach Wandlitz<sup>25</sup> und hielten die Verbindung auch zu Erich Honeckers Tochter aus seiner früheren Ehe mit Edith Baumann aufrecht. Honecker hingegen nahm 1963 und 1969 Abstand davon, an der Beisetzung seiner Mutter und seines Vaters in Wiebelskirchen teilzunehmen, obwohl ihm Walter Ulbricht die Reise ausdrücklich freistellte und die Bundesbehörden ihm die Freistellung von der Strafverfolgung zusicherten. Doch der Organisator des Mauerbaus von 1961 konnte auf dieses Angebot nicht eingehen, ohne seine politische Legitimation völlig zu ruinieren, und erinnerte sich noch Jahrzehnte später an diese Zeit eines schlimmen Schmerzes.<sup>26</sup> Als er sich schließlich 1992 in der Moabiter Untersuchungshaft wiederfand, war es wieder die saarländische Verwandtschaft, die nach Berlin fuhr, um den Bruder und Onkel aufzumuntern, und im Gegenzug bedachte Honecker sie nach seiner Freilassung und Übersiedlung nach Chile seinerseits mit gelegentlichen Fotogrüßen aus Südamerika. Wie schwer ihm dieser letzte und endgültige Abschied von der Heimat fiel, lässt sich daraus schließen, dass er 1992 in der Berliner Untersuchungshaft einem saarländischen Besucher «Nur noch einmal heim» als seinen einzigen Wunsch übermittelte, und schon in der Untersuchungshaft 1990 hatte er gegenüber seinem Arzt davon gesprochen, dass er seine letzte Ruhestätte auf dem heimischen Friedhof in Wiebelskirchen an der Seite seiner Eltern zu finden hoffe.<sup>27</sup>

Auch im Zenit seiner politischen Karriere war Honecker der Gedanke an Wiebelskirchen nie fern. Ein mit Erde aus dem Garten seines Elternhauses gefülltes Blumen- und Gemüsekörbchen, das ihm saarländische Betriebsräte der IG Metall 1985 in Ost-Berlin überreichten, hütete er aufmerksam vor der Entsorgung durch Mitarbeiter;<sup>28</sup> und sein Nachlass im Bundesarchiv enthält unter vielen Repräsentationsgeschenken auch einen Karton mit Stadtplänen und Heimatliteratur zu Neunkirchen. Über eine 1986 zwischen Neunkirchen und dem Spreewaldort Lübben geschlossene Städtepartnerschaft ließ sich Honecker persönlich Bericht erstatten,<sup>29</sup> und seine 1972 akzeptierte Ehrenmitgliedschaft in der wenige Jahre zuvor wiederbe-gründeten Schalmeienkapelle Wiebelskirchens, das eine starke DKP-Orts-

gruppe besaß, zeigte auch nach Meinung der überregionalen Presse «augenfällig, was den SED-Generalsekretär mit seiner alten Heimat verbindet».<sup>30</sup> Das erste Interview mit einer nichtkommunistischen West-Zeitung gab Honecker 1977 einem Landsmann von der *Saarbrücker Volkszeitung*, der als katholischer Gymnasiast einst sein jugendpolitischer Gegner an der Blies gewesen war und nun von Honecker mit freundschaftlichen Heimatgefühlen empfangen wurde: «Er kam auf mich zu», berichtete Erich Voltmer im Regionalfernsehen, «schüttelte mir lange die Hand, ich sagte förmlich: ‹Guten Tag, Herr Generalsekretär›, aber er wischte Formalitäten beiseite und sagte ‹Für Sie bin ich der Honecker!›»<sup>31</sup> Die DDR-Wirtschaft unterstützte über Jahre hinweg gezielt den saarländischen Bergbau und das Unternehmen «Saarstahl» mit Aufträgen, und die Neunkircher Getränkewirtschaft profitierte von der Bestellung erheblicher Mengen von Saarland-Obermosel-Weinen und Bieren der örtlichen «Schloßbrauerei» durch das «Büro des Staatsratsvorsitzenden»,<sup>32</sup> wie Oskar Lafontaine 1987 in seinen Begrüßungsworten für Honecker dankbar unterstrich.<sup>33</sup>

## 2. Von der Schweiz an die Saar

Was aber band Honecker an seine Herkunft? «Ihre Geburtsstadt Neunkirchen», sprach der Bürgermeister Peter Neuber 1987 seinen Gast aus Ost-Berlin an, wurde «unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg als überindustrialisiertes, verrußtes Nest ohne genügend Sonne und Sauerstoff beschrieben und von Ihnen in Ihrer Jugend und Kindheit so auch erlebt».<sup>34</sup> Nichts anderes ließ sich über die anderen Bergmannsdörfer des Saargebietes sagen, in dem die Honeckers seit der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert ansässig waren. Dorthin waren sie um 1700 eingewandert und hatten die Schreibweise ihres Namens, der ursprünglich «Honegger» lautete, mundartlich in «Honecker» angepasst, um sich in den folgenden Jahrhunderten mit Schwerpunkt Neunkirchen-Homburg in zahlreiche Zweige aufzuspalten. Die Ahnentafel der Honeckers beschränkt sich allerdings nicht auf die Zeit seit der Ansiedlung in der Saargegend. Sie läßt sich lückenlos über elf Generationen bis an die Wende zur Neuzeit zurückverfolgen und reicht in ihrer urkundlichen Ersterwähnung bis in das ausgehende 14. Jahrhundert.

Demnach stammt die Familie aus dem Zürcher Oberland und blieb drei Jahrhunderte lang in der Umgebung von Rüti ansässig, das heute noch die bei weitem stärkste Konzentration des Namens Honegger unter allen Schweizer Postleitzahlenbereichen aufweist.<sup>35</sup> Dort lebten die Honeggers unter wechselnder Herrschaft als Bauern. Der Ortsname Rüti weist etymologisch auf die Rodungszeit der Gegend oberhalb des Zürcher Sees hin, die im achten und neunten Jahrhundert besiedelt wurde. Er wurde im 10. Jahrhundert in einer Urkunde von Kaiser Otto II. zum ersten Mal genannt und ging später auf ein 1206 gegründetes Prämonstratenserkloster über, das die Geschicke des Landstrichs bestimmte, bis Rüti im 15. Jahrhundert unter weltliche Obrigkeit kam und fortan als eigenes Amt von Zürich aus verwaltet wurde.

Noch kurz nach 1700 auch als «Eckner» und «Ecker» in Erscheinung tretend, leitet sich der toponyme Familienname Honegger von einem später abgegangenen Hof Honegg ab, den die Schweizer Namenforschung bislang wahlweise bei den Gemeinden Eschenbach im Kanton St. Gallen oder Amlikon-Bissegg im Kanton Thurgau lokalisiert hat.<sup>36</sup> Honegg heißt aber auch ein bewaldeter Höhenzug bei Ermenswil zwischen Wald und Tann im Zürcher Oberland, der in der Luftlinie keine zwei Kilometer von dem späteren Stammsitz der Familie bei Fägswil entfernt liegt. Er kann mit ziemlicher Gewissheit als der namengebende Herkunftsort der Honeckers lokalisiert werden und erlaubt so weitere Rückschlüsse auf deren alamannische Abstammung. Die aus dem Mittelmeerraum nach dem Norden vordringende Gewohnheit, Familiennamen zu vererben, hatte die Schweiz im 11. Jahrhundert erreicht und sich in den folgenden Jahrzehnten durchgesetzt. Zu einem nicht genauer bestimmbareren Zeitpunkt zwischen dem 12. und dem 14. Jahrhundert muss die Familie den Hof Honegg verlassen haben und nach Süden in Richtung des Zürichsee gezogen sein, denn 1389 empfing der älteste nachweisbare Namensträger Rudi Honegger den Hof Moos bei Rapperswil von Kloster Rüti zum Lehen.<sup>37</sup> Das Lehen blieb allerdings nicht lange im Besitz der Familie, denn schon ein knappes Jahrhundert später war sie nicht mehr auf Hof Moos ansässig, sondern parallel zu der leichten Klimaerwärmung im späten 14. und 15. Jahrhundert in das nördlich gelegene Bergland zurückgekehrt. Dabei verblieb sie im Herrschaftsbereich des zu der Zeit reichsten Schweizer Klosters Rüti und erhielt den

heute noch bestehenden Hof Goldbach bei dem zwischen den Ortschaften Wald und Rüti gelegenen Weiler Fägswil als Lehen, der bis zum frühen 19. Jahrhundert Wohnsitz von Angehörigen der Familie Honegger bleiben sollte.

Für den Hof, der bis zu deren Aussterben Eigengut der Herren von Batzenberg gewesen war, ist aus dem Jahr 1467 eine Korn und Federvieh umfassende Zinsaufstellung erhalten, die ein Hanns Honegger oder Hochnegger dem Kloster Rüti zu entrichten hatte. Auf 1574 datiert der erste erhaltene Lehensbrief, mit dem «Rudolf Honegger zu Goldbach by Fägschwyl» Hof Goldbach nach Einführung der Reformation und Aufhebung des Klosters zu gleichen Konditionen vom Amt Rüti zur Bewirtschaftung erhielt.<sup>38</sup> Bis in das 18. Jahrhundert reicht die Überlieferung von Honeggerschen Lehensbriefen, denn der Goldbacher Hof wurde als befristetes Handlehen vergeben, so dass der Lehensbrief alle sechs Jahre erneuert werden musste.

Die Goldbacher zählten zwar zusammen mit den gleichfalls reformierten Einwohnern von Fägswil bis 1710 zum Kirchensprengel der sogenannten «Urpfarrei» Dürnten, die auf den Übertritt der Alamannen zum Christentum im 8. Jahrhundert zurückging.<sup>39</sup> In den abgeschiedenen Bergtälern regierte jedoch ein Geist der Unbotmäßigkeit, der zu häufigen Klagen der sittenstrengen Kirchenobrigkeit führte: Da die Goldbacher und Fägswiler Pfarrkinder den weiten und gefährlichen Bergweg dorthin scheuten, besuchten sie lieber den Gottesdienst in Rüti oder in Wald, sofern sie nicht im Widerspruch zu den streng überwachten Vorschriften am Sonntag ganz daheim blieben.<sup>40</sup> Selbst für Trauungen missachtete man winters die kirchliche Zuordnung nach Dürnten und wandte sich wie Erich Honeckers Ahnherr Hans Honegger «wegen kurzen Tags und Fehrne des Wegs» lieber nach Wald.<sup>41</sup>

Die ortsansässige Bevölkerung setzte sich überwiegend aus Kleinbauern zusammen, die seit dem ausgehenden 16. Jahrhundert zunehmend unter den sich klimatisch und demographisch wandelnden Lebensbedingungen zu leiden hatten. Zwischen 1300 und 1600 verdreifachte sich die Einwohnerzahl in der Zürcher Landschaft und schnellte dann zwischen 1634 und 1689 von 90 000 auf 130 000 Einwohner hoch. Damit verknappte sich die Ernährungslage immer stärker und schliesslich dramatisch – im 17. Jahr-



hundert wurde die Schweiz zum Auswanderungsland. Der Bevölkerungsanstieg traf mit einer Ende des 16. Jahrhunderts einsetzenden Klima-abkühlung zusammen, die im ganzen Alpenraum zu einer Periode des Gletscherhochstands führte und die landwirtschaftliche Nutzungsgrenze im 17. Jahrhundert um durchschnittlich 100 Höhenmeter nach unten verschob. Das konstant kühle Jahrhundert erlebte am Ende einen anhaltenden Kälteeinbruch, der seine letzte Dekade zu einer der drei kältesten seit 1500 machte; zwischen 1683 und 1698 froh der Zürcher See in acht von 15 Wintern zu.<sup>42</sup>

Die klimatisch bedingte Landverknappung und der frühneuzeitliche Bevölkerungsanstieg spiegeln sich auch in der Geschichte der Familie Honegger. Ob die Ernteerträge auf dem 650 Meter hoch gelegenen Hof Goldbach wie anderswo sanken, kann nicht mit Bestimmtheit gesagt werden; mit Sicherheit aber erfasste auch ihn schließlich die aus der Bevölkerungsexplosion resultierende Parzellierung der fast hundert Lehenhöfe, die dem Stadtstaat Zürich mit der Reformation und der Aufhebung des Klosters Rüti zugefallen waren. Nachdem über die Jahrhunderte hinweg im Zürcher Oberland zunächst immer nur eine einzige Familie Honegger nachweisbar war, verzweigte sie sich an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert in zwei Linien, die bis 1650 beide gleichermaßen auf Hof Goldbach ihr Auskommen fanden. Dann teilten sich die Lebenswege und die Familienschicksale: Die Honeggers des einen Zweigs blieben als Hofleute in Goldbach; der andere Zweig siedelte auf den nahegelegenen Blatterhof über, von wo aus er sich in weitere Familienlinien auffächerte, die im Laufe der folgenden Jahrhunderte Unternehmer wie den Industriepionier und Webmaschinenfabrikanten Caspar Honegger (1804–1883), aber in Arthur Honegger (1892–1955) auch einen bedeutenden Komponisten hervorbrachten. Über dreihundert Jahre nach der Teilung von Hof Goldbach sollten sogar zwei direkte Nachfahren beider Goldbacher Familienlinien zur selben Zeit als oberste Repräsentanten ihrer Länder amtieren: 1982 bekleidete der eidgenössische FDP-Politiker Fritz Honegger, Nachfahre Hans Honeggers in der elften Generation, das Amt des Schweizer Bundespräsidenten und der ostdeutsche SED-Politiker Erich Honecker, Nachfahre desselben Hans Honeggers in der zehnten Generation, das Amt des DDR-Staatsratsvorsitzenden.

Für den weiter in Goldbach ansässigen Familienzweig bildete auch das

«halbe Hand-Lehen» mit seinen zwanzig Äckern und Wiesen, die eine Flurkarte um 1700 detailliert ausweist,<sup>43</sup> eine auskömmliche Existenzgrundlage. Auch eine durch das neuerliche Vordringen der Kleinen Eiszeit gegebene Ertragsverschlechterung hätte die Honeggers wohl nicht aus ihrer angestammten Heimat vertrieben, wenn die Familie nicht von dem Unglück ereilt worden wäre, dass der Hofinhaber Hans Honegger und seine Frau Barbara im selben Jahr 1699 starben. Sie hinterließen zwei minderjährige Söhne, den 1683 geborenen Johann sowie den 1690 gefolgten Rudolf. Beide waren zu jung, um den elterlichen Hof zu übernehmen, und da ihr Vater keine Geschwister hatte, kam eine Aufnahme der beiden Waisen auf dem Hof unmittelbarer Verwandter nicht in Betracht.

Als unter diesen Umständen das erledigte Handlehen an das Amt Rüti zurückfiel und in neue Hände gegeben wurde, war für die beiden Honegger-Kinder kein Platz mehr auf dem Hof. Angesichts ihrer Mittellosigkeit bot sich als bester, vielleicht auch einziger Ausweg der Anschluss an die seit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges aufgekommene Migrationsbewegung an, die bis in das 18. Jahrhundert zahlreiche Schweizer ins Ausland abwandern ließ und in Deutschland die Berufsbezeichnung «Schweizer» für Fachleute der Vieh- und Milchwirtschaft etablierte. Unter welchen Umständen die Kinder vom Zürcher Oberland über Winterthur oder Zürich zum Rhein und von dort stromabwärts wohl bis Karlsruhe und von dort weiter in die Saargegend gelangten und damit den Peuplierungsbemühungen des Grafen von Saarbrücken folgten, entzieht sich genauerer Kenntnis. Vermutlich wurden sie in die Obhut eines Verwandten oder gewerblichen Kontaktvermittlers gegeben, der sich in beiden Landschaften auskannte und die jungen Auswanderer gegen Entgelt in die Fremde begleitete und ihnen dort eine Bleibe verschaffte.<sup>44</sup>

Unvermittelt aus der Sicherheit einer über Jahrhunderte tradierten bäuerlichen Existenz gerissen, gelang es beiden Brüdern in den Folgejahren mit unterschiedlichem Erfolg, sich eine neue Existenz aufzubauen. Zustatten kam ihnen, dass sie eine Landschaft neu besiedeln konnten, die unter den Geißeln erst des Dreißigjährigen und dann des Spanischen Erbfolgekrieges entvölkert darniederlag, und beide brachten eine ererbte und gesuchte Berufstradition als Schweizer Melker und Senner mit. Aber nur der ältere der beiden Waisen hatte sich auf dem heimischen Hof bis zum Tod der Eltern

erste landwirtschaftliche Erfahrungen aneignen können, die er in der neuen Umgebung einsetzen konnte, um die Familientradition der Hofpachtung fortzuführen. Der Jüngere dagegen scheiterte schließlich trotz immer neuer Anläufe an den neuen Verhältnissen. Er verdingte sich zunächst auf dem sogenannten Schweizerhof in Neunkirchen als Melker, konnte dort aber ebenso wenig wie anderswo Fuß fassen und wanderte einige Jahrzehnte später im vorgerückten Alter von fast sechzig Jahren abermals aus. «Anno 1747 Mense Aprilis ins Neue Land gezogen» hielt der Randvermerk unter dem Taufakt eines Sohnes von Rudolf Honecker fest, nachdem die Familie sich einer ganzen Gruppe von Auswanderern aus dem Kanton Zürich angeschlossen hatte, die sich von Rotterdam aus nach Übersee einschiffte. Im August 1747 betrat Hans Rudolf Honecker in Philadelphia amerikanischen Boden und siedelte sich vermutlich in Pennsylvania an, wo dieser Zweig der Familie nach 1788 in männlicher Linie ausstarb.<sup>45</sup>

Erfolgreicher lebte sich sein älterer Bruder Johann in der neuen Heimat an der Saar ein. Zehn Jahre nach seiner Auswanderung erhielt er als sogenannter «Beständer» in der Grafschaft Saarbrücken den im Dreißigjährigen Krieg wüst gewordenen Hosterhof bei Illingen in zunächst dreijähriger Zeitpacht zur Bewirtschaftung. Fast zwei Jahrzehnte blieb Johann Honegger Pächter des Hosterhofs, zu dessen Rekultivierung weitere Schweizer Auswanderer beitrugen, die auf dem Hof eine Melkerei betrieben. Auch verschiedene Kirchenbucheinträge dieser Zeit belegen, dass die Neuankömmlinge aus der Schweiz über Jahrzehnte enge Verbundenheit untereinander wahrten. Aus Erlenbach im Simmenthal stammte nicht nur die erste Ehefrau Johann Honeggers, die 1710 nach vierjähriger Ehe starb, sondern auch die 1709 geborene dritte, und Schweizer Abstammung war auch ein für 1718 erwähnter «Gevattersmann im Hause Honecker zu Hosterhof».<sup>46</sup>

Nachdem sein Pachtverhältnis mit dem Hosterhof 1728 ausgelaufen war, trat Johann Honegger sechs Jahre später als Pächter des nahegelegenen Weilerhofs bei Neunkirchen in Erscheinung. Wie vordem der Hof Goldbach im Zürcher Oberland wurde nun der Weilerhof zum Stammsitz einer vielköpfigen Nachkommenschaft von sechzehn Kindern und fünfzig Enkeln. Ihrer Schweizer Abstammung blieb sich die Familie über Generationen hinweg bewusst. Noch 1751 wurde Johann Honegger, der ungeachtet seiner fast siebenzig Jahre in die alte Heimat gereist war, zusammen mit einem seiner

Söhne beim Rat der Stadt Zürich vorstellig, um gegen Aufgabe seines Bürgerrechts das sogenannte Mannrecht erteilt zu bekommen. Das war keine Formalie. Mit dem Mannrecht bescheinigte der Rat neben der ehelichen Abstammung auch den guten Leumund des Weggezogenen, und es bildete die Voraussetzung, um den in der alten Heimat zurückgelassenen Besitz auszulösen. Auf diese Weise wahrte der Zürcher Rat die Religionsherrschaft auch über seine in die Fremde abgewanderten Untertanen, denn wer in ein katholisches Gebiet ausgewandert war oder gar am neuen Wohnsitz vom reformierten Bekenntnis abgefallen und etwa zum Katholizismus konvertiert war, verlor damit automatisch sein Mannrecht. Dass Johann Honegger 1751 seine Ansprüche noch nach fünfzig Jahren geltend machen konnte und sein «Mannrecht und sein Gut nach Dirmingen im Nassau-Saarbrückeschen» holen konnte,<sup>47</sup> war nur möglich, weil der Graf von Saarbrücken ein lutherischer Landesherr war und die Familie ungeachtet der allmählichen Katholisierung des Saargebietes weiterhin an ihrem reformierten Herkommen festhielt, wobei sich die Unterscheidung zwischen Reformierten und Lutheranern in der neuen Heimat rasch verwischte. Erst sechs bzw. sieben Generationen später sollte nach dem Ersten Weltkrieg diese kirchliche Prägung erlöschen, als mit seinen Eltern auch Erich Honecker als Dissident aus der evangelischen Kirche austrat.

Als Johann Honegger 1751 vor den Zürcher Rat trat, um sein Mannrecht zu fordern, muss er wie seine Vorväter ein wohlhabender Mann gewesen sein, sonst hätte die beschwerliche Reise in die Schweiz für ihn weder einen Nutzen gehabt, noch hätte er sie überhaupt unternehmen können. Doch in der Generation nach ihm setzte der soziale Abstieg der Familie Honecker ein. Der 1751 geborene Nachfahre in der vierten Generation, Johann Christian Michael, verließ um 1778 den Weilerhof, um in Steinbach einen eigenen Hof als Pächter zu bewirtschaften. Mit seinem 1778 geborenen, ältesten Sohn Johann Peter setzte der allmähliche Übergang der Familie von der bäuerlichen Selbständigkeit in die proletarische Abhängigkeit ein. Er, der bei seiner Heirat «Knecht, Bergmann» als Stand angegeben hatte, musste später als Tagelöhner und Schweinehirte sein Auskommen suchen und zog 1815 in den kleinen Bergarbeiterort Wiebelskirchen, der für die folgenden zwei Jahrhunderte und bis zum Tod von Erich Honeckers jüngster Schwester Gertrud im Jahre 2010 zum Stammort der Familie wurde.

In der Ortswahl schlug ein letztes Mal die Schweizer Herkunft der Honeckers durch, denn Wiebelskirchen war neben Ludweiler die einzige evangelisch dominierte Industriearbeitergemeinde des Saarlandes. Das kleine Dorf, das zum Herrschaftsbereich der Grafen von Nassau-Saarbücken gehörte, hatte schwere Zeiten erlebt und war im Dreißigjährigen Krieg bis auf vier Untertanen ausgestorben, wie der kaiserliche General Gallas 1635 vermeldete. Neuansiedlungen, Einquartierungen, Hungersnöte und Brandschatzungen wechselten in den folgenden Jahrzehnten ab, und erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts erfolgte mit der Wiederinbetriebnahme des im Dreißigjährigen Krieg eingegangenen Bergbaus ein allmählicher Aufstieg. In Wiebelskirchen brachte Johann Peter Honeckers zweite Frau 1816 das erste von sechs überlebenden Kindern zur Welt, die sämtlich in Wiebelskirchen oder Neunkirchen ansässig blieben und in den folgenden Generationen mit zahlreichen anderen örtlichen Familien verwandtschaftliche Beziehungen eingingen.

Von Wiebelskirchen führte kein Weg mehr zur bäuerlichen Hofpacht zurück. Die Lebensverhältnisse der Familie folgten vielmehr den allgemeinen Rahmenbedingungen der Frühindustrialisierung an der kohlereichen Saar. Nach dem Ende der napoleonischen Ära, in der die zunächst unsystematisch in landesherrlicher Regie betriebene Kohlengräberei modernisiert und in einer ersten Arbeitsordnung reglementiert worden war, fiel die Ausbeutung der Saargruben 1815 an den preußischen Staat zurück, ungefähr zur selben Zeit, in der Johann Peter Honecker die Hofpacht aufgab und als Bergmann nach Wiebelskirchen verzog. Der Übergang vom vor- zum frühindustriellen Abbau der Saarkohle veränderte das Gesicht der Landschaft, und er veränderte das Leben ihrer Bewohner, die immer mehr dem zielstrebig agierenden «Industrieherrn an der Saar» in Gestalt der preußischen Bergverwaltung unterworfen wurden.<sup>48</sup> Innerhalb weniger Jahrzehnte verwandelte sich die bäuerliche Lebenswelt an der Saar in eine Bergarbeitergesellschaft, in der die Grube an die Stelle des Ackers trat und die überkommene Unterscheidung von Bauer und Knecht in den neuen bergmännischen Differenzierungen von Hauern und Förderern, von privilegierten Knappen und jederzeit kündbaren Tagelöhnern aufging.

Wie ihr Vater verdingten sich auch alle Söhne Johann Peter Honeckers als Bergleute, ebenso wie der uneheliche Sohn der 1821 geborenen Tochter

Elisabetha, der 1842 auf den Namen Andreas getauft wurde. Andreas Honecker wurde Bergmann wie sein Vater und wie später auch sein 1881 geborener Sohn Wilhelm, der zusammen mit seinen zahlreichen Geschwistern im Wiebelskirchener Ortsteil Seiters links der Blies aufwuchs. Arbeit bot ihnen vor allem die Grube Kohlwald, deren Schlackehalden sich immer weiter in die umliegenden Felder und Wälder schoben. Mit Andreas Honecker, dem kurz vor der Geburt seines Enkels verstorbenen Großvater Erich Honeckers, beginnt die Zeitspanne des Generationengedächtnisses, das dem Enkel wenigstens in Umrissen durch die mündliche Familienüberlieferung vertraut war und aus der er bei der Darstellung seiner eigenen Lebensgeschichte schöpfte.<sup>49</sup> Die ursprüngliche Herkunft seiner Familie blieb Erich Honecker hingegen vermutlich zeitlebens unbekannt, und eine in den späten vierziger Jahren an ihn gerichtete Anfrage, ob er vielleicht mit einem Willy Honegger aus der Schweiz verwandt sein könne, beantwortete er mit verständnisloser Verneinung.<sup>50</sup>

In der Familiengeschichte der Honeckers spiegelt sich die charakteristische Sonderentwicklung an der Saar, die sich als Industrialisierung ohne Proletarisierung beschreiben lässt.<sup>51</sup> Einflussreiche Knappschaftsvereine und eine ausgeprägte patriarchalische Fürsorgepolitik, vor allem aber wohl der geringe Urbanisierungsdruck, der von den verstreut liegenden Kohlegruben ausging, sorgten dafür, dass sich an der Saar im 19. Jahrhundert der Typus des «Bergmannsbauern»<sup>52</sup> herausbildete, der zusätzlich zur Schichtarbeit im Berg ein kleines Stück Land bewirtschaftete, um den Familienbedarf an Feldfrüchten zu decken und eine kleine Viehhaltung zu betreiben. Oft diente hierzu der eigene Garten hinter dem Haus, seitdem der preußische Staat den privaten Hausbau der Bergleute mit der Vergabe von Darlehen und Prämien zu unterstützen begonnen hatte, um dem grassierenden Wohnraummangel und der Zusammenballung von besitzlosen Schlafburschen in sogenannten «Grubensälen» und anderen Notunterkünften abzuhelpfen, die als Bedrohung für Sitte und Ordnung angesehen wurde.

Mit Hilfe eines staatlichen Kredits und der finanziellen Unterstützung seines Stiefvaters konnte sich – wie viele Bergleute an der Saar – auch Andreas Honecker 1872 ein bescheidenes Wohnhaus bauen. Es stand, von der nach Neunkirchen führenden Staatsstraße etwas zurückversetzt, am Ortsrand von Wiebelskirchen «in der Seiters» auf einem Grundstück von

562 Quadratmetern, das sich schon seit Jahrzehnten im Besitz der Familie befand. Mit vier Zimmern im ersten Stockwerk und zwei Dachkammern bot das Haus der vielköpfigen Familie Honecker ausreichend Platz, während das Erdgeschoss vorwiegend als Ladengeschäft vermietet wurde. Die zusätzlichen Mieteinnahmen erleichterten den Honeckers das Auskommen ebenso wie der nach hinten gelegene Garten, in dem Obst und Gemüse angebaut wurden und auch Platz für eine kleine Viehhaltung samt grundbuchlich vermerktem Dunghaufen reserviert war, der erst Anfang der 1940er Jahre mit dem Anbau einer Veranda durch Erich Honeckers Vater Wilhelm verschwand.<sup>53</sup>

Die in den Lebensumständen der Bergarbeiterfamilien so alltägliche wie drangvolle Enge wurde noch spürbarer, als der zweimal verwitwete Andreas Honecker, der bereits sechs Kinder zu ernähren hatte, eine dritte Ehe mit der jüngeren Schwester seiner verstorbenen Frau einging, der weitere Nachkommen entsprossen. Am Ende des 19. Jahrhunderts zählten die Honeckers, wie unter ganz anderen Umständen zwei Jahrhunderte zuvor in der Schweiz, mit knapp sechzig Namensträgern allein in Wiebelskirchen, das zu der Zeit wenig über 5000 Einwohner hatte, zu den am stärksten verbreiteten Familien.<sup>54</sup>

Trotz seiner zahlreichen Nachkommenschaft dürfte Andreas Honecker, der über seine dritte Frau eine weitere Ackerparzelle von knapp 800 m<sup>2</sup> «Im Breitenfeld» dazugewonnen hatte, als Hausbesitzer und Vermieter eher zu den wohlhabenderen Bergleuten in Wiebelskirchen gehört haben. Sein Zweifamilienhaus in verkehrsgünstiger Lage gehörte keineswegs zu jenen «dumpfen Behausungen», auf deren schädliche Ausdünstungen Erich Honecker rückblickend den frühen Tod seiner ältesten Schwester zurückführen wollte.<sup>55</sup> Während in den Zentren des saarländischen Bergbaus vor allem der Bestand an Ziegen, den sogenannten «Bergmannskühen», traditionell umfangreich war und in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts weiter anstieg, besaßen die Honeckers hinter ihrem Haus «Stallungen für eine Kuh» und hielten in ihrem Garten beziehungsweise auf ihrer Ackerparzelle darüber hinaus nicht nur Ziegen und Kaninchen, sondern zumindest zeitweise «auch ein oder zwei Schweine».<sup>56</sup> Als Erich Honeckers Vater 1935 nach dem Rückfall der Saar an das nationalsozialistische Reich seine Arbeit und sechs Jahre lang auch jegliche Erwerbslosenunterstützung verlor, reichten die Mieteinnahmen zusammen mit dem Ertrag aus der be-

scheidenen Landwirtschaft sogar aus, um die zu dieser Zeit vierköpfige Familie durchzubringen.<sup>57</sup> Das Bild, das Erich Honecker von seiner Herkunft «aus einer Arbeiterfamilie» zeichnete,<sup>58</sup> ist daher zu ergänzen: Die Bergmannbauern des Saarlandes lebten unter Bedingungen, die sich von der Not der verelendeten Arbeitermassen im Deutschen Reich deutlich unterschieden, und die im Revier familiär eng vernetzten Honeckers nahmen eine materiell vergleichsweise gut gesicherte Position ein, die es ihnen erlaubte, ihren kleinen Besitz von Generation zu Generation weiterzugeben.

Freilich konnte das Wiebelskirchener Haus immer nur einen Besitzer haben, und der blieb bis zu seinem Tode sein Erbauer Andreas Honecker. Sein Sohn Wilhelm hingegen, 1881 als neuntes Kind aus zweiter Ehe geboren, musste sein Elternhaus nach der Bergmannslehre verlassen. Er zog von Wiebelskirchen ins nahe Neunkirchen, stieg zum Hauer in der Grube Dechen auf und heiratete 1905 die zwei Jahre jüngere Bergmannstochter Karoline Weidenhof, deren Vater als Hüttenarbeiter in den Neunkircher Eisenwerken des Saar-Industriellen Carl-Ferdinand von Stumm-Halberg arbeitete.<sup>59</sup> Am 19. Februar 1906 kam ihr erstes Kind Katharina («Käthe») zur Welt, das am 29. August 1925 im Alter von nicht einmal zwanzig Jahren der Tuberkulose erlag. Im Jahr darauf wurde Erich Honeckers ältester Bruder Wilhelm («Willi») geboren, der ebenfalls den Beruf des Bergmanns ergriff und wie sein Vater als Hauer in der Grube Dechen in Neunkirchen-Heinitz arbeitete. Auch Willi Honecker sollte vor seinen Eltern sterben: In der Endphase des Zweiten Weltkriegs noch zur Wehrmacht eingezogen, nahm er als Kraftfahrer im Gefreitenrang in einer Nachrichtenabteilung der neu aufgestellten 6. Armee an den deutschen Rückzugskämpfen in Südrussland und Bessarabien teil. Über das genaue Schicksal seines älteren Bruders blieb Erich Honecker zeitlebens nur ungenau unterrichtet und vermutete ihn in Ungarn gefallen; ein Grab sei bis heute nicht zu finden gewesen, heißt es in seiner Autobiographie.<sup>60</sup> Tatsächlich erlag Willi Honecker am 21. April 1944 den schweren Verletzungen durch Minensplitter, die er zwei Tage zuvor im Zuge des deutschen Rückzugs aus Transnistrien in Cosernita am Westufer des Dnjestr erlitten hatte,<sup>61</sup> und wurde in einem Kriegsgrab auf dem nahegelegenen Hauptverbandsplatz von Ciopleni bestattet.<sup>62</sup> Zu Erichs älteren Geschwistern zählte schließlich noch die 1909 geborene Frieda, die viele Jahre als Hausgehilfin tätig war und 1974 in Dudweiler starb.



Erich war das letzte Kind der Honeckers, das in Neunkirchen geboren wurde. Als Andreas Honecker im März 1912 starb, erbte Wilhelm Honecker das Wiebelskirchener Haus und bezog es mit seiner mittlerweile sechsköpfigen Familie Ende 1913. Der untere Stock blieb wie bisher vermietet, um die laufenden Unterhaltskosten zu decken; die vier Stuben der oberen Etage, wo sich auch Erich mit seinen Schwestern ein Zimmer teilte, sowie zwei Kammern unter dem Dach bewohnte die Familie, die 1917 mit Tochter Gertrud und 1923 mit Nesthäkchen Karl-Robert, genannt Robert, weiteren Zuwachs erhielt.<sup>63</sup> Während Gertrud die letzten NS-Jahre dienstverpflichtet in Wittenberg an der Elbe überstand und später das elterliche Haus in Wiebelskirchen bis zu ihrem Tod 2010 bewohnte, endete das Leben des jüngsten Honecker-Sohnes wie schon das seines ältesten Bruders Willi infolge des Zweiten Weltkriegs.

Anders als seine Geschwister, die alle im Umfeld der kommunistischen Kinder- und Jugendbewegung sozialisiert wurden, wuchs Robert ab dem zwölften Lebensjahr in einem 1935 zum Deutschen Reich zurückgekehrten Saargebiet auf, das sehr bald nur noch nationalsozialistische Vergemeinschaftungsformen bereithielt. Noch im Jahr des Saar-Anschlusses trat er in die Hitler-Jugend ein, in der er es zum Gefolgschaftsführer brachte;<sup>64</sup> und im Januar 1942 ging er nach einer Tischlerlehre mit derselben Begeisterung zur Kriegsmarine wie einen Weltkrieg zuvor sein Vater. Der 21. U-Bootjagdflottille in Piräus zugeteilt, überstand Robert Honecker den zur Nachschub-sicherung für das Deutsche Afrika-Korps geführten Seekrieg im Mittelmeer zunächst unbeschadet. Im Herbst 1943 wurde seine Einheit als Geleitschutz bei der deutschen Eroberung der Inseln in der südöstlichen Ägäis eingesetzt, die nach der Kapitulation Italiens teils in englische Hand gefallen waren, teils noch von dem ehemaligen Verbündeten gehalten wurden. Die Operation wurde von einem promovierten Mediziner und reaktivierten Marineoffizier geleitet, der sich nach 1918 zunächst der gegenrevolutionären Brigade des Freikorpsführers Hermann Ehrhardt angeschlossen hatte und 1922 als einer der Drahtzieher des Mordanschlags auf den deutschen Außenminister Walther Rathenau in Erscheinung getreten war, bevor er nach 1933 zum SS-Obersturmbannführer im SD und Abteilungsleiter im Rassenpolitischen Amt der NSDAP aufstieg. Er beschrieb den von ihm als Flottillenkommandeur geleiteten Einsatz später selbst als «Kinderkreuz-

zug», der schon angesichts der numerischen Unterlegenheit der eigenen Kräfte und mehr noch aufgrund ihrer abenteuerlich zusammengewürfelten Ausrüstung aus Fischkuttern und Beuteschiffen nach den geltenden Maßstäben der Seekriegsführung nur zum Scheitern verurteilt sein konnte. Dass es trotzdem gelang, husarenstreichartig erst die italienische Besatzung der Kykladeninsel Andros zur Aufgabe zu bewegen und dann auch noch die Insel Leros von den Engländern zu erobern, die den Schlüssel zur Seeherrschaft in der Ägäis bildete und stark befestigt war, verdankte sich dem Bericht des Flottillenkommandeurs zufolge einer Mischung von taktischem Geschick und glücklichem Zufall. Die entscheidende Rolle aber kam einer auf Kühnheit und Rücksichtslosigkeit aufgebauten Einsatzführung zu, die die italienischen Verteidiger von Andros mangels anderer Landungsmöglichkeiten unter Inkaufnahme schwerer Verluste frontal in ihrem militärisch stark gesicherten Haupthafen angriff. Auch beim Angriff auf Leros war geplant, die wenigen zur Verfügung stehenden Landungsboote einzusetzen, «ohne ihnen einen Schutz zu gewähren, der ausreichte, um eine gewisse Chance des Überlebens sicherzustellen».<sup>65</sup> Zur Vorbereitung der Landung führte der Flottillenkommandeur Truppen und Kriegsmaterial in Geleitzügen heran, die den gefährlichen und langen Nachschubweg von Piräus nach Kos im Schutz der Dunkelheit zurückzulegen versuchten. Eines dieser Geleite wurde durch die englische Luftaufklärung erfasst und in der Morgendämmerung des 7. Oktober 1943 von britischen Kriegsschiffen angegriffen, die unvermutet aus einer Nebelwand auftauchten und einen deutschen Kriegsdampfer nach dem anderen abschossen. «Die Geleitvernichtung war der größte Schlag, den wir in diesem Zeitabschnitt in der Ägäis erlitten haben», resümierte Brandt. «Es kamen viele Soldaten ums Leben.»<sup>66</sup> Robert Honecker, der wohl auf einem der Geleitfahrzeuge Dienst tat, erlitt bei diesem Gefecht eine schwere Verwundung, konnte aber lebend geborgen werden und überstand mit knapper Not seinen Einsatz in einem Unternehmen, das die menschen- und todesverachtende Gewalttradition der Brigade Ehrhardt mit den Handlungsmaximen des totalen Krieges zusammenführte. Am 8. Oktober zunächst in das Krankenrevier des Hafenkommendanten von Milos eingeliefert, wurde er zehn Tage später ins Luftwaffenlazarett Athen geflogen und nach Ausheilung seiner Verletzungen zur Küstenschutzflottille nach Leros kommandiert. Dort kam der junge Soldat,

der nach seinem Ägäis-Einsatz zum Matrosenobergefreiten befördert worden war, mit der deutschen Kapitulation am 8. Mai 1945 schließlich in britische Gefangenschaft.<sup>67</sup> Er wurde in ein Kriegsgefangenenlager am Ufer des Großen Bittersees nahe dem Nildelta verbracht, wo er sich durch Süßwasserkontakt die tropische Wurmerkrankung Bilharziose zuzog, die durch das Eindringen von Larven des Pärchenegels in die Haut ausgelöst wird und in schleichendem Krankheitsverlauf zu chronischen Organschädigungen mit häufig tödlichem Ausgang führt. Die zu dieser Zeit noch nicht heilbare Infektion trug Robert Honecker im Sommer 1947 eine vorzeitige Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft in die Heimat ein. Die erreichte er allerdings nur mehr in bereits stark geschwächtem Zustand, wenn auch nicht ohne Genesungshoffnung, wie er seinen Bruder Erich vom Entlassungslager Munsterlager aus schrieb,<sup>68</sup> und er starb kurze Zeit nach seinem Eintreffen in Wiebelskirchen.<sup>69</sup> Nach seinem Tod wurde der jüngste Sohn der Honecker-Familie zur Unperson. Als das schwarze Schaf, das mit seinem Übertritt zu den Nazis das politische Bekenntnis der Familie verraten hatte, verfiel er einer *damnatio memoriae*, aus der heraus seine Schwester Gertrud noch kurz vor ihrem eigenen Tod alle Bilder und Briefe ihres Bruders verbrennen ließ, die sie als kompromittierend empfand. Sie tat es in der bis heute im Familiengedächtnis gewahrten Annahme, dass Robert Angehöriger der SS oder der Waffen-SS gewesen sei.<sup>70</sup> Diese Vermutung war allerdings irrig. Den vorhandenen Unterlagen zufolge hatten weder der jüngste noch der älteste der Honecker-Brüder Aufnahme in Himmlers Organisationen gefunden oder auch nur gesucht. Beide traten niemals der NSDAP bei, und beide bekleideten auch in der Wehrmacht jeweils nur unterste Mannschaftsränge.<sup>71</sup>

### 3. Wege in die Welt

Wenig ist in den Anfangsjahren dieser Familiengeschichte vom revolutionären Kampf der Besitzlosen gegen die kapitalistischen Verhältnisse zu erahnen, der nach dem Ersten Weltkrieg die politische Sozialisation Erich Honeckers so entscheidend prägen sollte. Alles spricht vielmehr dafür, dass auch in seiner Familie erst die polarisierende Wirkung des saarländischen

Montanindustriellen Carl-Ferdinand Freiherr von Stumm-Halberg zu der politischen Milieubindung geführt hat, die Honecker später zu dem wichtigsten Erbteil seiner Familienbiographie erklären sollte. Stumm hatte die seit Anfang des 19. Jahrhunderts in Familienbesitz befindlichen Eisenwerke Neunkirchen seit seinem Eintritt in die Unternehmensleitung 1858 zu einem der führenden Unternehmen der preußischen und deutschen Montanindustrie gemacht, das bei seinem Tode 1901 über 4000 Arbeiter beschäftigte. Um die Jahreswende 1892/93 brach in der bisher für kaisertreu und obrigkeitshörig geltenden Bergarbeiterschaft der Saar überraschend ein Massestreik aus, der im Kern auf den Verfall der Kohlenpreise während der Großen Depression und den Rückgang der Schichtverdienste um bis zu 40 Prozent zurückging, aber auch von der Hoffnung auf einen weiteren Ausbau des Arbeitsschutzes und der Sozialfürsorge getragen war. Der Ausstand erfasste 84 Prozent der bergmännischen Arbeiterbevölkerung<sup>72</sup> und endete dennoch in einer vollständigen Niederlage der Bergarbeiter, die die wenige Jahre zuvor gegründete gewerkschaftliche Interessenvertretung der Bergleute zur Auflösung zwang. Die große Streikzeit bildete eine Zäsur. Sie zerstörte die charakteristische Verbindung von Gehorsam und Fürsorge, die seit der beginnenden Industrialisierung das Verhältnis von Arbeit und Kapital im saarländischen Saarbergbau bestimmt hatte. Und sie raubte den Bergleuten, die eben noch im Vertrauen auf den Neuen Kurs des jungen Kaisers mit einer Petition nach Berlin gereist waren, den Glauben an den obrigkeitsstaatlichen Ausgleich der Interessen, der sich aus der Soziallehre des politischen Katholizismus und den alten Erfahrungen mit der preußischen Grubenverwaltung gespeist hatte.

Zum Symbol für Enttäuschung und Ohnmacht wurde der als «Scheich von Saarabien» (Friedrich Naumann) titulierte und 1881 in den Adelsstand erhobene Hüttenindustrielle Stumm. Politisch auf Seiten der Konservativen stehend, machte er sich im Reichstag wie im Preußischen Herrenhaus zum Sprachrohr eines christlichen Obrigkeitsstaates, der in der nach ihm benannten «Ära Stumm» das Eintreten für die sozialen Belange der Arbeiterschaft an ihre völlige politische Entrechtung knüpfte. Stumm, der seinen Unterdrückungskampf gegen jede Selbstorganisation der Bergleute mit einem bemerkenswerten Engagement für die Gleichstellung von Mann und Frau verband, erklärte offen, dass er «keinen Augenblick länger an

Eurer Spitze aushalten (würde), wenn ich an die Stelle meines persönlichen Verhältnisses zu jedem von Euch das Paktieren mit einer Arbeiterorganisation unter fremder Führung setzen müßte».73 Kein anderer Unternehmer im Saargebiet zog so viel Feindschaft in der Arbeiterbevölkerung auf sich wie er, der das Persönliche Regiment Kaiser Wilhelms II. entschlossen auf sein Unternehmen übertrug und sich in seinem rücksichtslosen Kampf gegen die Sozialdemokratie reichsweit den Ruf eines Unternehmerdespoten erwarb, der die ganze Rückständigkeit des Saarreviers versinnbildlichte.

Das autoritäre Unternehmertum von «König Stumm» ließ auch die Honeckers nicht unberührt. Bislang war die Familie nirgendwo öffentlich hervorgetreten, und sie hatte im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts ungeachtet der Gründerkrise wieder an den bescheidenen Wohlstand angeknüpft, der die Familiengeschichte vor und nach der Auswanderung aus der Schweiz einmal geprägt hatte. Mit seiner Übersiedelung nach Neunkirchen aber kam der Vater Erich Honecker um 1900 in engere Berührung mit Stumms Regiment, dem sein Schwiegervater Johann Georg Weidenhof als Hüttenarbeiter in den Neunkircher Eisenwerken unmittelbar unterworfen war. Nicht zufällig widmete Erich Honecker gleich mehrere Seiten seiner Autobiographie dem «Klassenkampf gegen die Stumm-Dynastie», die eine «Familientradi-tion der Weidenhofs» dargestellt habe, und das Familiengedächtnis bewahrte als erinnerungswürdige Zufälligkeit, dass Stumms Tod 1901 exakt mit dem zwanzigsten Geburtstag Wilhelm Honeckers zusammenfiel.<sup>74</sup>

In derselben Zeit begann sich die im Saargebiet unter dem paternalistischen Unternehmerregime der Ära Stumm niedergehaltene SPD allmählich von den schweren Niederlagen zu erholen, die sie bei den Reichstagswahlen 1884 und 1889 erlitten hatte. Die sozialdemokratische Bewegung, die an der Saar nach den Jahren der Enttäuschung und Ohnmacht nur langsam und im Vergleich zum übrigen Reichsgebiet erheblich verzögert an Stärke gewann, profitierte von dem Umstand, dass sich der Überschuss an Arbeitskräften, der während des Großen Streiks noch so nachteilig gewesen war, durch Abwanderung mehr und mehr in eine Knappheit verwandelte. Als Wilhelm Honecker 1913 mit seiner Familie nach Wiebelskirchen zurückkehrte, fand er eine politisch erwachte Industriegemeinde vor. Hier, wo bei den Reichstagswahlen 1912 ein sozialdemokratischer Kandidat die Stimmenmehrheit erlangte, verstand man sich so entschieden wie nir-

gendwo sonst im Saargebiet als Bastion des 1903 gegründeten freigewerkschaftlichen Bergarbeiterverbandes, der in seiner sozialdemokratischen Ausrichtung mit dem Gewerkverein christlicher Bergarbeiter konkurrierte – Wiebelskirchen galt vor 1914 als der einzige Ort an der Saar, der den Weg zum «roten Bergarbeiterdorf» eingeschlagen hatte.<sup>75</sup>

Allerdings muss offen bleiben, wie fest Erich Honeckers Vater tatsächlich schon vor 1914 im Lager der revolutionären Sozialdemokratie stand. In Wiebelskirchen wurde noch nach seinem Tod daran erinnert, dass er in «früheren Jahren [...] ein praktizierender Christ gewesen sein» soll.<sup>76</sup> Viel besagen musste das freilich nicht. Umgekehrt hätte ein Beitritt zur SPD, die noch 1913 im gesamten Saarrevier ganze 777 Mitglieder in ihren Reihen wusste und deren lokale Führungsmitglieder in Neunkirchen bei Kriegsausbruch kurzerhand festgesetzt wurden,<sup>77</sup> in dieser Zeit die berufliche Bergmannsexistenz gekostet und verbot sich für Wilhelm Honecker als verantwortlichem Familienvater daher nahezu von selbst.

Die ersten Kriegsmomente verbrachte Wilhelm Honecker, der als Bergmann kriegswichtige Arbeit leistete, zu Hause. 1915 tauschte er die Bergmannskluft gegen die Militäruniform und kam wie viele andere Bergleute zur Kriegsmarine, die ihren Bedarf an Maschinisten und Heizern bevorzugt aus bergmännischen Berufsgruppen deckte. Ob Wilhelm Honecker eingezogen wurde oder sich freiwillig meldete, muss offen bleiben, auch wenn manches dafür spricht, dass er sich der patriotischen Stimmung unter den Bergarbeitern nicht entzog, die dem Saarrevier den bis in die NS-Zeit kolportierten Ruf eintrug, die in Relation zur Gesamtbevölkerung höchste Zahl an Freiwilligen im ganzen Reich gestellt zu haben.<sup>78</sup> Die ältesten überlieferten Porträtfotografien Wilhelm Honeckers zeigen jedenfalls einen entschlossen dreinblickenden Matrosen in der mit sichtlichem Stolz präsentierten Uniform des Kaiserlichen Marinekorps. Während des Krieges zeitweilig als Marinesoldat in Belgien eingesetzt und ansonsten in Wilhelmshaven und Kiel stationiert, nahm der Kaiserliche Matrose Wilhelm Honecker nach der Darstellung seines Sohnes an der zunehmenden politischen Gärung teil, die die überwiegend untätigen Seestreitkräfte seit 1916 stärker als das Landheer erfasste und zu der radikalen Abspaltung führte, die sich 1917 als Unabhängige Sozialdemokratische Partei konstituierte.

Als der Vater aus dem Krieg heimkam, musste er seinem Sohn Erich wie

ein Fremder erschienen sein. In dessen frühesten Erinnerungen dominiert denn auch nicht der Vater, sondern die Mutter, die sich und ihre vier Kinder unter den schwieriger werdenden Bedingungen des Krieges durchzubringen hatte; es dominierte der Hunger, der das Leben der Kriegsgesellschaft mit der Rationierung von Brot und Kartoffeln und der Einführung von Lebensmittelkarten für immer mehr Nahrungsmittel auch im Saarrevier begleitete. Als der Steckrübenwinter 1916/17 zu einer reichsweiten Hungersnot führte, erwies sich die bescheidene Landwirtschaft, mit der die Ernährungslage der Familie den ganzen Krieg hindurch aufgebessert werden konnte, von unschätzbarem Vorteil. Auf diese Weise überstand die Familie Erich Honeckers die Unbilden des Krieges in der Heimat ebenso leidlich wie der Vater als kaum eingesetzter Matrose an der Front.

Nach seiner Rückkehr füllte Wilhelm Honecker die Rolle des Familienoberhauptes energisch aus. Die einzige Tracht Prügel, an die sein Sohn sich erinnern konnte, fällt in diese Zeit,<sup>79</sup> ebenso die nachhaltige Unterweisung in den Werten der «Familiensolidarität und Klassensolidarität», die dem Sohn in Fleisch und Blut übergingen, als «der Vater meine Fragen geduldig und verständnisvoll beantwortete».<sup>80</sup> Die Figur, zu der Erich Honecker sich hier stilisiert, ist die eines *puer senex*,<sup>81</sup> der die Welt schon als Kind mit den wissenden Augen des Erwachsenen betrachtete und dessen kindliche Denkwelt ganz von Krieg und politischem Umsturz beherrscht war. Bereits der Fünfjährige hatte demnach «die Nachricht vom Roten Oktober in Rußland und die Hoffnung, die von dieser Nachricht ausging», in sich aufgenommen und «in meinem Bewußtsein verankert»,<sup>82</sup> um dann von dem aus dem Felde zurückgekehrten Vater mit dem sozialistischen Revolutionsgedanken vertraut gemacht worden zu sein: «Damals, in den Tagen der Novemberrevolution und den Jahren der revolutionären Nachkriegskrise, erklärte mir mein Vater in seiner einfachen Art, warum die Reichen reich und die Armen arm sind, woher die Kriege kommen, wer an den Kriegen verdient und wer unter ihnen leidet. Für mich war das einleuchtend. Ich gewann ein klares Weltbild.»<sup>83</sup> In dieser Lebenserzählung wird der Vater mit den Zügen des weisen Mentors ausgestattet, der dem Epheben den Weg zur selbständigen Erkenntnis bahnt, ohne ihn zu bevormunden, und der seinen sechsjährigen Sohn nach der Ermordung von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht am 15. Januar 1919 auf die Veränderbarkeit der Welt aufmerksam

macht: «Am nächsten Tag fragte ich Vater, was ist das, Lenin und Revolution? Er guckte mich ganz groß an und versuchte es mir verständlich zu machen. Ich glaube, er sagte damals: Die Arbeiter im fernen Rußland, das ist ganz weit weg von hier, die haben Revolution gemacht.»<sup>84</sup>

Die Autorität des weisen Mentors in der kommunistischen Lebenserzählung beruht darauf, dass er eine heilsgewisse Botschaft in einer Weise vermittelt, die auf die eigene Erkenntnis setzt und nicht auf fremde Indoktrination. Diese Figur findet sich in nahezu allen kommunistischen Funktionsbiographien. Sie kann der nächste Verwandte sein, aber auch ein Schuhmacher in der Nachbarschaft oder ein politisch engagierter Berufskollege, immer aber das «Gegenteil einer dogmatischen Zitatenschleuder», sondern der vertrauenswürdige und überlegene Verkünder von «einfachen und schlüssigen Wahrheiten».<sup>85</sup> Überzeugt statt überredet, so sah sich auch Erich Honecker rückblickend durch seinen Vater bereits als Kind für die kommunistische Sache gewonnen. Die «Stimmung solcher Zusammenkünfte, das hartnäckige Ringen um Klarheit, das gegenseitige Vertrauen der Versammelten, ihr Wille zur revolutionären Veränderung des Lebens», all das glaubte Honecker als Kind in sich aufgesogen zu haben und identifizierte es mit dem Vater. Wie in der kommunistischen Autobiographik insgesamt, war auch seine Erzählfigur des *puer senex* nicht auf eine konfliktreiche Ablösung von der väterlichen Autorität angelegt, sondern auf die generationelle Überlieferung von Wissen und Werten. Musterhaft bezeugt diese Lesart der eigenen Lebensgeschichte ein um 1929 entstandenes Bild des Spielmannszuges des Roten Frontkämpferbundes in Wiebelskirchen, das den Vater hinter der Pauke ablichtet und den Sohn an seiner Seite hinter der kleinen Marschtrummel.

Dass diese Sicht auf die eigene Sozialisation nur eine Wunschrealität wiedergibt, zeigt schon der Umstand, dass der Vater keineswegs, wie sein Sohn der Nachwelt überlieferte, «an der Revolution (...) in Kiel beteiligt» war.<sup>86</sup> In Wahrheit kehrte Wilhelm Honecker nicht erst Ende 1918, sondern als sogenannter «Reklamierter» schon Ende Juli 1917 nach Wiebelskirchen zurück, nachdem die OHL den Abzug von 40 000 Bergarbeitern von der Front angeordnet hatte, weil ihr ziviler Einsatz unter Tage wegen der inzwischen dramatischen Brennstoffknappheit wichtiger geworden war als ihr Dienst als Soldaten.<sup>87</sup> An der Novemberrevolution, die erst eineinhalb Jahre



nach seinem Ausscheiden ausbrach, hatte er keinen Anteil. Stattdessen hatte er mit seiner zweijährigen und überwiegend in der Etappe verbrachten Kriegsdienstverwendung eine Sonderstellung inne, die das Los der Honeckers im Krieg leichter machte als das vieler anderer Familien in dieser Zeit.

Auch trat Wilhelm Honecker vermutlich nicht, wie der Sohn angab, schon in Kiel, sondern erst später in der Heimat der USPD bei, die sich im April 1917 von der Mehrheitssozialdemokratie abspaltete und den Gedanken eines sofortigen Friedens ohne Annexionen und Kontributionen und eines radikalen Bruchs mit den herrschenden Verhältnissen auch in das politisch bis dahin besonders zurückgebliebene Saarrevier trug. Dort entstand die USPD allerdings erst Anfang 1918 und blieb «während des gesamten Jahres 1918 noch ohne Massenanhang».<sup>88</sup> Im Gefolge des von Kiel ausgehenden Umsturzes übernahm auch im Saargebiet ein paritätisch von SPD- und USPD-Vertretern gebildeter Arbeiter- und Soldatenrat die Macht, der jedoch nur kurz amtiert konnte. Bereits am 24. November besetzte die französische Armee das Saargebiet und löste die Räte kurzerhand auf. Das in den Versailler Vertrag integrierte Saarstatut schuf in dem Gebiet, das bislang zur preußischen Rheinprovinz gehört hatte, ein völkerrechtlich neues Gebilde, dessen Bewohner die deutsche Staatsbürgerschaft behielten. Für fünfzehn Jahre aber wurden sie wirtschaftlich in das französische Zoll- und Währungsgebiet eingegliedert und politisch von einer vom Völkerbund eingesetzten Regierungskommission beherrscht. Der 1922 geschaffene Landesrat stellte demgegenüber ein bloßes Scheinparlament dar, das lediglich über eine beratende Stimme verfügte. So stand das Saargebiet mit seinen knapp 800 000 Einwohnern in vieler Hinsicht auch erfahrungsgeschichtlich außerhalb der Weimarer Republik; Erich Honecker sollte über seine Entmachtung als SED-Generalsekretär hinaus und bis zu den ersten freien Volkskammerwahlen vom März 1990 keinen Tag seines Lebens unter einer demokratisch legitimierten Regierung verbracht haben.

Eine liberaldemokratische Politikultur konnte sich an der Saar unter diesen Umständen noch weniger ausbilden als im übrigen Deutschland. Wer wie die Honeckers dem katholischen Milieu fernstand, dem drei Viertel der Saarbevölkerung angehörten, war fast zwangsläufig auf das linksproletarische Milieu verwiesen, das sich nun herausbildete und rasch eine bemerkenswerte Anziehungskraft entfaltete. Führende politische Kraft im

stark industrialisierten Saargebiet, dessen Bevölkerungsdichte pro Quadratkilometer fast viermal so hoch war wie im Reich,<sup>89</sup> blieb zwar das Zentrum mit einem Stimmenanteil, der bei allen Landesratswahlen über vierzig Prozent lag; daneben aber gewann eine starke Stellung zunächst die SPD, die bei den Wahlen zur verfassunggebenden deutschen Nationalversammlung Anfang 1919 auf knapp 37 Prozent kam. Weil die SPD sich im Saarland jedoch in den Jahrzehnten zuvor kaum durch die Entwicklung einer sozialdemokratischen Parteitradition in der bergmännischen Bevölkerung hatte verankern können, schlug in den folgenden Jahren die abnehmende Zustimmung zu der in die Defensive gedrängten SPD an der Saar noch härter durch als im Reich. Besonders in der USPD erwuchs ihr ein von Tag zu Tag stärker werdender Gegner, der 1919/20 zur Massenpartei wurde und dem antifranzösischen Kurs der SPD ein internationalistisches Bekenntnis entgegensetzte, das die «Bekämpfung jedweder nationaler Tendenzen (...) in der saarländischen Politik verlangte».<sup>90</sup> Damit traf die USPD den Geist, der auch im Hause Honecker herrschte und in dem die zweitälteste Tochter Frieda eine der vierundzwanzig zweisprachigen Domanialschulen der französischen Grubenverwaltung besuchte, die von der deutschen Bevölkerung mehrheitlich scharf abgelehnt und nur von 3,8 Prozent der schulpflichtigen Kinder besucht wurde.<sup>91</sup>

Unter der damit zum Ausdruck gebrachten Devise «Regionalismus statt Nationalismus» erfuhr Erich Honecker eine politische Sozialisation, die es ihm ein halbes Jahrhundert später erleichterte, sich mit dem erneuerten Bekenntnis zum proletarischen Internationalismus von seinem Vorgänger Ulbricht, der sich nationalistischer Tendenzen verdächtig gemacht hatte, abzusetzen und auch die Teilung Deutschlands als historische Normalität aufzufassen. Das war nicht die einzige Besonderheit in den Verhältnissen an der Saar. Trotz des Gegensatzes in der nationalen Frage lag hier anders als im Reich für einen Moment eine wegweisende Versöhnung der beiden feindlichen Flügel der deutschen Sozialdemokratie in der Luft, als SPD und USPD zusammen den Sieg bei den Kommunalwahlen am 11. Juli 1920 davontrugen. Doch der im Dezember desselben Jahres vollzogene Zusammenschluss der USPD mit der dritten, kommunistischen Fraktion der Arbeiterbewegung führte schließlich auch im Völkerbundsgebiet zu einer zunehmenden Verbreiterung der Kluft zwischen den Arbeiterparteien.

Die KPD, die sich an der Saar aufgrund einer verzögerten Zulassung durch die Regierungskommission erst 1919 konstituieren konnte und noch Ende 1920 nicht mehr als zwei Ortsgruppen aufgebaut hatte,<sup>92</sup> wurde mit dieser Fusion schlagartig zu einer Massenpartei, die ihren radikalen Kurs infolge der faktischen Ohnmacht der Saarparteien nie auf die Probe der politischen Verantwortung stellen musste. Schon bei den Landeswahlen 1924 erreichte sie fast das Ergebnis der SPD und überholte sie 1928 endgültig. Bei den letzten Landesratswahlen 1932 festigte die KPD ihre Position als zweitstärkste politische Kraft im Saargebiet mit 23,3 Prozent und acht Sitzen und schnitt damit mehr als doppelt so stark ab wie die SPD mit 9,9 Prozent und drei Sitzen und – noch bemerkenswerter – viermal so stark wie die NSDAP, die lediglich auf 6,7 Prozent und zwei Sitze kam.

Wilhelm Honecker verbrachte diese Jahre politisch engagiert, aber nicht exponiert. Offenbar beteiligte er sich nicht an den beiden großen Bergarbeiterstreiks der Nachkriegsmonate, die von der französischen Besatzungsmacht mit harter Hand unterdrückt wurden und mit der Ausweisung von mehreren hundert Kumpel aus dem Saargebiet endeten. Mit dem Zusammenschluss von USPD und KPD trat auch er zu den Kommunisten über, ohne aber ehrgeizigere Tätigkeitsgebiete als die der Betriebsarbeit und der Lokalpolitik anzustreben. Im letzten, 1932 gewählten Gemeinderat von Wiebelskirchen saßen drei sozialdemokratische Ratsmitglieder elf kommunistischen gegenüber, und einer von ihnen war mit Listenplatz 7 Wilhelm Honecker, Mitglied der Ortsgruppenleitung der KPD Wiebelskirchen. Zudem wirkte Wilhelm Honecker über mehr als ein Jahrzehnt auch als Gewerkschaftsobmann in Grube Dechen, bis er nach der Rückgliederung des Saarlandes an das Reichsgebiet zuerst seine politischen Ämter und dann auch seine Arbeit verlor.<sup>93</sup>

Neunkirchen und Wiebelskirchen waren mit Ende des Krieges zu regionalen Zentren eines «links-proletarischen Milieus»<sup>94</sup> an der Saar geworden, das über die Parteigrenzen hinweg ein soziales Gegenreich zur katholischen und zur bürgerlichen Lebenswelt entstehen ließ. Erich Honecker erlebte seine prägende Jugendzeit in einer der zahlreichen linksstehenden Mehrgenerationenfamilien, die bis über den Anschluss des Saarlandes an das Reich hinaus eine «familiäre Wagenburg» bildeten.<sup>95</sup> In einem Personalfragebogen der Deutschen Zentralverwaltung für Volksbildung, den er nach

dem Kriegsende 1945 ausfüllte, bejahte Honecker die Frage «Waren Sie oder Ihre Familienangehörigen vor dem 1.1.1933 politisch organisiert?» nicht nur für sich selbst, sondern auch für seinen Vater, seine Mutter und seine Geschwister. Wilhelm Honecker war demzufolge zusätzlich zu seiner KP-Mitgliedschaft in der «Roten Hilfe» sowie in dem der SPD nahestehenden Arbeiterturn- und Sportbund organisiert, seine Frau Karoline in dem 1925 als Abteilung des Roten Frontkämpferbundes gegründeten «Roten Frauen- und Mädchenbund». <sup>96</sup> Erich Honecker selbst hatte wie seine Geschwister Willi, Frieda und Gertrud die ersten institutionellen Berührungen mit der politischen Lebenswelt der Familie in der nicht weniger als fünfzig Mitglieder zählenden kommunistischen Kindergruppe von Wiebelskirchen, die später als «Jung-Spartakus-Bund» firmierte und in die ihn seine Eltern 1922 noch vor seinem zehnten Geburtstag gaben.

Honeckers schulischer Bildungsweg hingegen verlief unauffällig. Nach der dritten Klasse wechselte er von der evangelischen Grundschule in die evangelische Hauptschule. Er blieb weder sitzen, noch zeichnete er sich nach dem Urteil ehemaliger Mitschüler durch besondere Leistungen aus, auch wenn er im Einklang mit dem proletarischen Bildungsanspruch des «Wissen ist Macht» bis an sein Lebensende gerne versicherte, «schon seinen Goethe und seinen Schiller gelesen» zu haben. <sup>97</sup> Allenfalls, dass er sich in der eigenen Erinnerung besonders für Gesang, Rechnen und Geschichte interessierte, mag als erster Hinweis auf eine künftige Bestimmung gewertet werden, außerdem eine gewisse Aufsässigkeit, die darin gipfelte, dass er einmal den Rohrstock seines Gesanglehrers zerbrach. 1926 ging Honecker nach der achten Klasse von der Schule ab, deren Prägungskraft gering blieb und die bei ihm keine über die Schulzeit hinausreichenden Bindungen zu Mitschülern entstehen ließ. Seine wichtigste Sozialisationsinstanz nach der Familie wurde nicht die Schule, sondern die Partei, wie er selbst mit Stolz bekundete: «Und so kann ich sagen, daß ich erzogen wurde von der Partei Ernst Thälmanns, der Kommunistischen Partei Deutschlands.» <sup>98</sup>

Im Übrigen beschrieb Honecker selbst seine politische Sozialisation in anekdotischen Wunscherinnerungen, die die Selbstverständlichkeit seiner Aufnahme in die kommunistische Lebenswelt unterstreichen sollten. Sie handelten von einer eindrucksvollen Trauerfeier für den verstorbenen Lenin in der Volksschule von Wiebelskirchen und von der Faszination, die häus-

liche Lesungen aus den Schriften von Marx und Engels, von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht in ihm schon in frühester Jugend ausgelöst hätten.<sup>99</sup> Unverkennbar verschmolz die biographische Erinnerung an die eigene Kindheit hier mit dem Kanonwissen der kommunistischen Parteigeschichtsschreibung. Dennoch: Bloß erfunden waren diese Erinnerungen nicht. So fand der zeitweilige Weggefährte und spätere Biograph Honeckers, Heinz Lippmann, um 1970 bei seinen Recherchen in Wiebelskirchner Fotoalben Aufnahmen des Zehn- bis Zwölfjährigen, «der mit gläubigem Gesichtsausdruck eine rote Fahne bewacht».<sup>100</sup> Eine nachdrückliche Erinnerung bewahrte Honecker auch an den großen hunderttägigen Bergarbeiterstreik von 1923, dem sich 72 000 Bergleute anschlossen. Als in den Streiktagen jungspartakistische Kinder bei einer Demonstration der Metallarbeiter in Neunkirchen mitgingen, war auch Erich Honecker unter ihnen und half damit die Demonstration vor den Attacken des Landesjägerkorps zu schützen.<sup>101</sup> Ebenso wurde er auf Demonstrationen zum 1. Mai mit anderen Kindern an die Spitze gestellt, «wenn es galt, die Polizeisperren zu durchbrechen».<sup>102</sup>

Die Sonderstellung des Saargebiets gab der Ich-Werdung Erich Honeckers eine Färbung, die sich über seinen weiteren Weg und bis an die Spitze des zweiten deutschen Staates verfolgen lässt. Zu ihr zählt vor allem die Selbstverständlichkeit eines politischen Bekenntnisses, das nicht theoretisch begründet, sondern familiengeschichtlich legitimiert war und seine Wirkungsmacht mindestens ebenso sehr moralisch wie ideologisch entfaltete. Eher fremd und äußerlich hingegen blieb Honecker die zugespitzte Klassenkampfrhetorik des Aufstandes der Entrechteten gegen die Besitzenden – das sich nach dem Ende der Ära Stumm im Saarland heranbildende links-proletarische Milieu kannte wenig äußere Bedrohung und viel innere Solidarität. Und es war so parteiübergreifend vernetzt, dass sich noch der DDR-Staatsratsvorsitzende Honecker an einen katholischen Prälaten in Wiebelskirchen ebenso dankbar wie an den Rektor der evangelischen Schule erinnern sollte, der ihm in die Brandenburger NS-Haft aufmunternde Grüße hatte zukommen lassen.<sup>103</sup> Die revolutionäre Vision, die der kindliche Jungspartakist an der heimatlichen Blies ausbildete, zielte schlicht darauf, sich «ein besseres Leben sichern» zu wollen,<sup>104</sup> und sie war pragmatisch genug, auf dem Wege dahin nach allen Seiten bündnisoffen und un-

dogmatisch zu bleiben – beides Voraussetzungen, die Honecker nach dem Ende der kommunistischen Fortschrittshoffnung am Ende der Ära Ulbricht zu einem geeigneten Sachwalter des Sozialismus in dessen nur mehr auf Bestandssicherung gerichteten Spätphase machen sollten.

Dass eine solche Heimatfindung im saarkommunistischen Milieu alleine den Lebensweg des Jugendlichen allerdings nicht gestalten konnte, schälte sich für den jungen Honecker wohl spätestens nach dem Abschluss der Volksschule 1926 heraus. Mit dem Ende der Schulzeit lief automatisch auch seine Mitgliedschaft im Jung-Spartakus-Bund aus, und anders als sein älterer Bruder Willi setzte er die Familientradition in der Berufswahl nicht fort. Er selbst nannte als Grund, dass ihn wegen der ständigen Grubenunfälle nichts zum väterlichen Bergmannberuf gezogen habe.<sup>105</sup> Ob es sich so verhielt oder nicht, lässt sich nicht nachprüfen. Fest steht aber, dass es angesichts der herrschenden Arbeitsmarktlage auf die Neigungen des Schulabgängers Erich Honecker nur wenig ankam, denn die Attraktivität des Bergmannsberufs hatte in diesen Jahren aus ganz anderen Gründen gelitten. Nach dem gescheiterten Bergarbeiterstreik 1923 waren die Lebensverhältnisse an der Saar kontinuierlich schwieriger geworden, zumal der seit 1924 inflationäre Franc den bisherigen Vorteil, vom deutschen Währungsgebiet abgekoppelt zu sein, in sein Gegenteil verwandelt hatte. Die Reallöhne sanken bis 1926 unter Vorkriegsniveau, und die der Ruhrkohle im Brennwert unterlegene Saarkohle geriet in eine anhaltende Absatzkrise, die die französische Grubenverwaltung obendrein zu weitreichenden Rationalisierungsmaßnahmen nutzte. Nicht nur, dass die Ausbildung zum Hauer in diesen Jahren ein Leben am Rande des Existenzminimums in Aussicht stellte – im März 1926 verhängten die «Mines Domaniales» auch noch einen Einstellungsstopp,<sup>106</sup> der den Konkurrenzdruck unter den heimischen Jugendlichen um einen Ausbildungsplatz weiter verschärfte und Honecker von vornherein zwang, den Gedanken an einen beruflichen Anschluss an seine Vorväter zu verwerfen.

Allerdings bot sich ein Ausweg, der geeignet war, Honeckers Leben in eine ganz andere Richtung zu lenken. Die TBC-Erkrankung seiner Schwester Käthe hatte ihm in seinen beiden letzten Schuljahren eine Landverschiebung für gesundheitsgefährdete Kinder nach dem Osten Deutschlands eingetragen, damit er dort während der Sommerferien in der gesunden

Luft eines Bauerndorfes seine Gesundheit kräftigen und genügend Abwehrkräfte gegen die tückische Lungenkrankheit sammeln könne, gegen die es damals noch keine wirksame Therapie gab. Da sich eine geeignete Lehrstelle angesichts der Wirtschaftslage nicht finden wollte, drängten die Eltern nach dem Ende der Schulzeit zu Ostern 1926 darauf, dass ihr Sohn eine anderweitige Beschäftigung suchte. Sie fand sich auf dem ihm von der Kinderlandverschickung her bekannten Hof des Bauern Wilhelm Streich im hinterpommerschen Neudorf, einem Flecken von fünfhundert Einwohnern nahe der Kreisstadt Bublitz im damals noch gleichnamigen Landkreis. Dort blieb Honecker immerhin fast zwei Jahre lang, um seinen Memoiren zufolge «in der Landwirtschaft zu arbeiten».<sup>107</sup>

War das der Abschied vom Elternhaus? Jedenfalls handelte es sich um eine lebensgeschichtliche Zäsur von potentiell großer Tragweite. Streich stellte keinen Mittelbauern unter vielen dar, wie Honecker seine Leser 1980 wissen lassen wollte.<sup>108</sup> In einer Zeit, in der ein Hof von 30 Morgen als ausreichende Existenzgrundlage einer bäuerlichen Familie betrachtet wurde, zählte sein Gehöft mit 28 Hektar, also 112 Morgen, zu den mittelgroßen Bauerngütern der Provinz Pommern.<sup>109</sup> Zur Kornernte im Sommer wurden polnische Schnitter beschäftigt, und der Betrieb umfasste neben dem Feldanbau auch eine ganz beträchtliche Viehwirtschaft. Nach 1989 korrigierte Honecker seine 1980 absichtlich zurückhaltende Angabe zur Betriebsgröße des Streichschen Hofes denn auch deutlich: «Nach dortigen Verhältnissen war das ein Großbauer, mit ungefähr 24 Kühen, 8 Pferden und 25 bis 30 Schweinen.»<sup>110</sup> Vielleicht ohne es zu ahnen, knüpfte er mit seinem Ausbruch aus dem Saarrevier an die hundert Jahre zuvor aufgegebene bäuerliche Familientradition an und erwies sich in seinem Wechsel von der saarländischen Blies in das pommersche Bublitz als ein später Nachkomme seiner Schweizer Vorfahren, die sich in den Wanderbewegungen des 17. und 18. Jahrhunderts in deutschen Landen eine neue Existenz geschaffen hatten.

Die wagemutige Entscheidung ließ sich gut an und machte Honecker zu weit mehr als nur dem bloßen «Landarbeiter», als den er sich nach dem Krieg in seinen Kaderunterlagen einstuft.<sup>111</sup> Streich konnte infolge einer Kriegsverletzung auf dem Hof selbst nicht mehr mit anpacken. Er nahm Honecker als willkommenen Jungbauern auf und überantwortete ihm zunächst zusammen mit einem Knecht und schließlich selbständig die ge-

samte Feldbestellung. Anders als in seinem veröffentlichten Lebensbild behauptet, erhielt Honecker für seine Arbeit nicht nur freies Essen und freie Kleidung, sondern auch eine bescheidene Entlohnung von 20 Reichsmark monatlich.<sup>112</sup> Einen lebensgeschichtlichen Moment lang schien Neudorf eine ernsthafte Alternative statt bloße Episode zu sein. Offenbar gegen den Widerstand seiner Eltern blieb Honecker länger auf dem pommerschen Hof, als die schwierige Lehrstellenlage daheim es erfordert hätte,<sup>113</sup> und erinnerte sich noch im Alter daran, wie wohl er sich als Jungbauer gefühlt hatte: «Da hat man nicht schlecht gelebt, und es hat außerdem Spaß gemacht.»<sup>114</sup> Tatsächlich behandelte Streich seinen saarländischen Gast nicht nur *wie* einen Sohn, sondern geradezu *als* seinen künftigen Schwiegersohn. Wenn er nach Honeckers eigenen Angaben hoffte, «daß ich einmal eine seiner Töchter heiraten werde»,<sup>115</sup> so stand dahinter ein sehr handfestes und einleuchtendes Interesse – er hatte keine männlichen Nachkommen, wohl aber neben mehreren bereits verheirateten Töchtern auch zwei noch unverheiratete, von denen er hoffte, dass eine von ihnen ihm über eine Eheschließung den gewünschten Hoferben verschaffen würde. Dass der bei seinem Eintreffen in Neudorf noch nicht einmal fünfzehnjährige Honecker sich trotz aller materiellen Verlockungen noch nicht mit der Idee einer Verheiratung anfreunden wollte, liegt auf der Hand. Aber immerhin dauerte es zwei Jahre, bis er sich allen weiteren besitzpolitischen Spekulationen entzog und, von seiner Gastfamilie neu eingekleidet und mit Geld versehen, im Frühjahr 1928 in die Heimat zurückkehrte.

Es war ein Abschied ohne Groll, und man blieb auch später in Verbindung; ein 1930 aufgenommenes Foto, das Honeckers jüngere Schwester Gertrud zusammen mit einer Tochter Wilhelm Streichs in Publitz zeigt, belegt die Fortsetzung der Honeckerschen Sommeraufenthalte bei dem Neudorfer Bauern. Dem Anschein nach heirateten auch die beiden jüngsten Streich-Töchter später vom Hof weg, denn nach Angaben des Landwirtschaftlichen Adressbuchs von 1939 bewirtschaftete Wilhelm Streich immer noch selbst den Betrieb, der mittlerweile weiter gewachsen und zum nationalsozialistischen «Erbhof» mit strikt männlichem Anerbenrecht umgewandelt worden war.<sup>116</sup> Auch Honecker selbst knüpfte nach 1945 noch einmal den Kontakt zu der einst verschmähten und im Krieg verwitweten Hoftochter, die es als «umgesiedelte» Heimatvertriebene in die Sowjetische



Besatzungszone verschlagen hatte. Trotz seines völlig anders verlaufenen Lebenswegs erlosch das alte Gefühl der Zusammengehörigkeit nicht einmal dann ganz; es brachte Honecker noch auf der Rückreise vom III. Leipziger FDJ-Parlament im Juni 1949 dazu, die Erinnerungen an die verfllossene Zeit mit einem Besuch aufzufrischen, und viele Jahre später korrespondierte er sogar mit einem Enkelsohn des pommerschen Bauern, der ihn einst zum Hofbesitzer hatte machen wollen.<sup>117</sup>

Im späteren Rückblick maß Honecker der zweijährigen Unterbrechung seiner politischen Kampfbiographie allerdings entschieden weniger Bedeutung zu und unternahm im Gegenteil Anstrengungen, den zweijährigen Einschnitt lebensgeschichtlich weitgehend verschwinden zu lassen. Seinen Memoiren zufolge war «nach meinem Schulabschluß Ostern 1926 (...) die Arbeit im Kommunistischen Jugendverband Deutschlands, im KJVD, bald zu meinem wichtigsten Lebensinhalt» geworden.<sup>118</sup> Auch seine SED-Kaderunterlagen und ein erster von ihm unterschrieben bestätigter Lebenslauf vom Mai 1945 weisen aus, dass Honecker sich dem KJVD bereits 1926, also noch vor seiner zeitweiligen Übersiedelung nach Pommern angeschlossen habe.<sup>119</sup> Im Widerspruch dazu hatte er allerdings vor dem Untersuchungsrichter des Volksgerichtshofs im April 1936 ausgesagt, dass er den Jung-Pionieren «noch an(gehörte), als ich 1926 nach Pommern ging. Nach meiner Rückkehr von dort trat ich 1928 in den KJVD über.»<sup>120</sup> Für sich genommen, ist diese Datierung ohne Beweiskraft, da Honecker seine Rolle in der kommunistischen Bewegung gegenüber seinen nationalsozialistischen Verfolgern eher verkleinern als überhöhen musste. Sie wird aber gestützt durch sein in der Moskauer Kominternschule aufgestelltes *Curriculum Vitae*, in dem Honecker eigenhändig «1. Dezember 1928» als Datum seines Eintritts in den «KJVD/Bezirk Saar» eingetragen hatte.<sup>121</sup> Die Annahme, dass es sich bei dem Eintrittsdatum 1926 um eine Falschangabe handelt, wird schließlich dadurch gestärkt, dass auch der Kaderabteilung der SED am Ende der sechziger Jahre zeitliche Unstimmigkeiten in Honeckers Lebenslauf auffielen, die sie durch eine Honecker zur Autorisierung vorgelegte Neufassung seiner Lebensdaten aufzulösen suchte. In ihr stützte sie die eine Vordatierung durch die nächste, indem sie Honeckers Mitgliedschaft im KJVD mit seinem Beitritt zum Holzarbeiterverband und zum Arbeitersportverein «Fichte» in Wiebelskirchen verklammerte und alle drei

Vorgänge auf 1926 datierte;<sup>122</sup> den dazu in völligem Widerspruch stehenden Aufenthalt in Pommern hatte Honecker zeitweilig selbst irrtümlich auf die Zeit von 1927 bis 1929 verlegt.<sup>123</sup> Auf diese Weise ergab sich, beabsichtigt oder nicht, ein geschlossener parteikommunistischer Lebenslauf, der von den Roten Jungpionieren nahtlos in den Kommunistischen Jugendverband hinüberreichte und die pommersche Episode fast gänzlich aus dem Blickfeld rückte, wie ein von Honecker selbst durchgesehener biographischer Abriss ausführte: «Nach Beendigung seiner Schulzeit 1926 war Erich Honecker zunächst als Landarbeiter tätig und erlernte danach den Beruf eines Dachdeckers. Als Vierzehnjähriger trat er 1926 dem Kommunistischen Jugendverband Deutschlands und der Gewerkschaft (Holzarbeiterverband) bei; 1929 wurde er Mitglied der Kommunistischen Partei Deutschlands. Unablässig wirkte er für die Freundschaft der deutschen Arbeiterklasse und insbesondere der Arbeiterjugend zur Sowjetunion.»<sup>124</sup>

#### 4. Jungkommunistische Lehr- und Wanderjahre

Als Erich Honecker im Frühling 1928 nach Hause zurückkehrte, kam er in ein Land, das noch tiefer in der Krise steckte als zwei Jahre zuvor. In der französischen Politik wurde der Kampf um die Saar verloren gegeben und breitete sich die Einsicht aus, dass sie bei der kommenden Volksabstimmung über ihre zukünftige Zugehörigkeit an Deutschland zurückfallen würde. Um Frankreich von der Saarkohle unabhängig zu machen, proklamierte die französische Regierung auf Grund dieser Einschätzung im März 1928 eine neue Montanpolitik, die im Interesse der einheimischen Kohleindustrie die Einfuhr von Saarkohle drosselte und die Beschäftigtenzahlen im Saarbergbau weiter schrumpfen ließ. An eine berufliche Perspektive unter Tage war nun erst recht nicht mehr zu denken, aber auch für eine andere Lehrstelle hatte der zurückgekehrte Landwirtschaftsgehilfe Erich Honecker in der Konkurrenz mit anderen Schulabgängern keinen Vorteil aufzubieten. Den einzigen Ausweg stellte das Dachdeckergeschäft dar, das sein Onkel Ludwig Weidenhof im Erdgeschoss seines Elternhauses betrieb. Ihm war Honecker schon in der Schulzeit zur Hand gegangen,<sup>125</sup> und von ihm ließ er sich nun als Dachdeckergehilfe anlernen, um anschließend

einen Platz als Lehrling beim Wiebelskirchener Dachdeckermeister Müller zwei Straßen weiter zu erhalten.

Es darf bezweifelt werden, dass Honecker viel Neigung zu dem aus der Not heraus gewählten Beruf verspürte. Später fiel ihm zur Begründung seiner inneren Verbundenheit mit der Ausbildung lediglich ein, dass man als Dachdecker die Welt von oben sah und immer «hoch hinaus» konnte. Dass er am liebsten Lokomotivführer geworden wäre, fand er noch als gestürzter Staatsratsvorsitzender eine ernstgemeinte Reminiszenz wert<sup>126</sup> und präzierte in der Untersuchungshaft 1992, dass er auch gerne Gleisbauer geworden wäre.<sup>127</sup> Entscheidend war aber wohl etwas anderes: Dachdecker konnten im Winter nicht arbeiten, und sowohl der Onkel als auch später der Lehrherr gewährten ihrem Lehrling großzügig Dispens für die vielen politischen Aktivitäten, die er nach seiner Heimkehr zu entfalten begann. Tatsächlich kam Honecker über den Status des Dachdeckerlehrlings nie hinaus und brach nach zwei Jahren die Lehre ab, als er im Sommer 1930 auf die Moskauer Lenin-Schule entsandt wurde.

Später allerdings identifizierte er sich sehr viel mehr mit dem luftigen Beruf, dem er die Erziehung zu Disziplin und Zuverlässigkeit zu verdanken glaubte. Bis zum Ende der DDR ließ er gern durchblicken, seinen Beruf «gut gelernt» zu haben, und betonte die «Herausbildung einer Berufsehre», die ihm in seinem «Beruf als Dachdecker» zuteil geworden sei.<sup>128</sup> Natürlich war das in der Sache falsch. Aber auch hier musste objektive Unwahrheit nicht subjektive Unwahrhaftigkeit bedeuten, denn in der Tat spielte es am Ende keine Rolle, ob Honecker die Gesellenprüfung abgelegt hatte oder nicht, als er 1943 in der Brandenburger Zuchthaushaft mit anderen Dachdeckern einer Baukolonne zugeteilt wurde, die erst in Brandenburg die durch die Luftangriffe zerstörten Hallen der großen Stahl- und Flugzeugwerke und dann in Berlin sogar das Dach des Volksgerichtshofs neu eindeckte. «So wurde ich eher, als ich gedacht hatte, Meister», schrieb Honecker in seinen Memoiren<sup>129</sup> und hatte damit in einem lebensgeschichtlichen Sinne ebenso recht, wie er im berufsrechtlichen Sinne unrecht hatte.

Die Meisterschaft, die er suchte, bewegte sich allerdings ohnehin auf einem anderen Gebiet – dem der Politik. Hier waren die Kommunisten mit ihrem Programm einer radikalen Änderung der Verhältnisse im Vormarsch.

Die KPD radikalisierte sich wie im Reichsgebiet auch an der Saar von Jahr zu Jahr, und sie hatte zugleich Erfolg bei den Wählern, wie die Landesratswahlen von 1928 und 1932 bewiesen, in denen die KPD die SPD erst knapp überholte und dann weit hinter sich ließ. In der KPD konnte Honecker unmittelbar an die politische Sozialisation im Elternhaus anknüpfen, der er sich mit seinem Ausflug nach Pommern für zwei Jahre entzogen hatte.<sup>130</sup> In wenigen Wochen fand sich der Rückkehrer im sozialen Netzwerk des Parteimilieus wieder fest integriert. Zügig schloss er sich in diesem Jahr 1928 der Holzarbeitergewerkschaft, die auch für die Berufsgruppe der Dachdecker zuständig war, sowie dem Arbeiterturn- und Sportverein «Fichte» an, in dem er Handball spielte, aber auch an Gymnastik und Geräteturnen Gefallen fand.<sup>131</sup> Seine freie Zeit füllten weiter die Mitgliedschaft im «Roten Jungsturm», der später in «Rote Jungfront» umbenannten Jugendorganisation des Roten Frontkämpferbundes, sowie die Zugehörigkeit zu dessen örtlichem Spielmannszug, «in dem mein Vater die große Trommel schlug und dem mein Bruder Willi und ich angehörten».<sup>132</sup>

Ihre Bündelung fanden all diese Verpflichtungen im Engagement für den Kommunistischen Jugendverband, in dem Erich Honecker schnell in eine herausgehobene Rolle hineinwuchs. «Vom Zellenkassierer bis zum ZK des KJVD bis 1935», vermerkte er rückblickend nicht ohne Stolz in einem Lebenslauf für die Kaderunterlagen der SED.<sup>133</sup> Noch 1928 wurde er, der nach seinem Eintritt tatsächlich zunächst das Amt des parteiinternen abschätzig als «Treppenterrier» bezeichneten Kassierers übernommen hatte, zum Leiter der Wiebelskirchener Ortsgruppe bestellt und nahm in dieser Eigenschaft fortan an den Sitzungen der Unterbezirksleitung in Neunkirchen teil.<sup>134</sup> Vom selben Jahr an besuchte er als Delegierter auch regelmäßig die Reichsjugendtagung des Verbandes, die zu Ostern 1928 in Chemnitz und im Folgejahr in Düsseldorf stattfanden.

Dass ihm so rasch Vertrauen geschenkt und Verantwortung übertragen wurde, erklärt sich auf den ersten Blick vor dem Hintergrund der bescheidenen und im Laufe der Zeit zudem abnehmenden Personalstärke des KJVD. Ende 1923, auf dem Kulminationspunkt der Weimarer Krisenjahre, verfügte der Verband nach eigener und vermutlich eher übertriebener Angabe im Saarland über 1560 Mitglieder.<sup>135</sup> In der Zeit von Honeckers Beitritt sechs Jahre später zählte er hingegen nur mehr 200 Mitglieder in elf

Ortsgruppen,<sup>136</sup> unter denen die Wiebelskirchener allerdings die mit Abstand größte war. Jedenfalls verdankte er seinen raschen Aufstieg keineswegs allein dem eklatanten Nachwuchsmangel der proletarischen Jugend, sondern nicht weniger den eigenen agitatorischen Fähigkeiten. Unter seinen Wiebelskirchener Altersgenossen erwies Honecker sich als vielseitig talentierter Jungkommunist, der in den konkurrierenden Jugendverbänden der Sozialdemokratie und des Zentrums als «der Wortführer der Kommunisten» galt und auch in seinem Äußeren hervorstach: Er «war immer schon damals gut angezogen, machte einen sehr guten Eindruck, sah gepflegt aus».<sup>137</sup>

Honecker konnte, wie ein Zeitzeuge versicherte, glaubwürdig und mitreißend für seine Sache streiten;<sup>138</sup> er «war ein guter Redner, und vor allen Dingen war er [...] von dem, was er sagte, selbst überzeugt».<sup>139</sup> Dass es nicht immer nur beim Reden blieb, lässt Honeckers Mitgliedschaft im Roten Frontkämpferbund vermuten, der als paramilitärische Kampforganisation bis zu seinem Verbot 1929 mit den anderen Wehrverbänden der Weimarer Zeit konkurrierte und durch hohe Gewaltbereitschaft von sich reden machte. Mehrmals stand Honecker der parteioffiziellen Biographik zufolge «auch in den Auseinandersetzungen mit den Faschisten seinen Mann», und er soll beispielsweise dabei gewesen sein, «als der RFB des Saargebiets in der Reichstagswahl von 1928 den Pirmasenser Arbeitern zu Hilfe eilte und dort den Straßenterror der Nazis und Militaristen brach».<sup>140</sup> Ob es so war, muss offen bleiben. In dem Lebenslauf, den er 1930 vor Aufnahme in die Moskauer Kominternschule einreichte, führte er als Antwort auf die Frage «Hast du dich aktiv am Bürgerkrieg und an Streiks usw. beteiligt; wann, wo und worin äußerte sich deine Beteiligung?» jedenfalls nur «Streiks, illegale Flugblattverteilung vor dem Neunkircher Eisenwerk im Februar 1930» an.<sup>141</sup>

Als ein prägendes Ereignis seiner politischen Vita beschrieb Honecker rückblickend den 5. Reichsjugendtag des KJVD 1930 in Leipzig. Er war mit einem Reichstreffen des Verbandes verbunden, das 100 000 Jungarbeiter zusammenführte, unter denen auch Angehörige der Sozialistischen Arbeiterjugend und der Christlichen Arbeiterjugend waren.<sup>142</sup> Dieses Treffen bedeutete Honecker so viel, dass er nach eigenem Zeugnis ein Fahrrad verkaufte, das seine Eltern ihm geschenkt hatten, um die Reisekosten aufbringen zu können, und es prägte sich ihm so fest ein, dass er die Erinnerung

daran noch zwanzig Jahre später als FDJ-Funktionär für seine Agitation nutzte. Den Grund seiner Faszination gab er in seiner Autobiographie zu erkennen; es war die Sehnsucht nach «der proletarischen Einheitsfront, der Aktionseinheit junger Kommunisten, Sozialisten, Sozialdemokraten und Christen im Kampf gegen die heraufziehende faschistische Gefahr.»<sup>143</sup> Die Hoffnung auf eine überparteiliche Sammlungsbewegung unter Führung der KPD begleitete Honecker sein ganzes weiteres Leben hindurch. Sie sollte ihm in der Zeit der Illegalität ebenso wie in der Zeit des FDJ-Aufbaus helfen, und sie machte ihn in den siebziger und achtziger Jahren zu jenem geschmeidigen Hardliner, der «so clever und gleichzeitig so prinzipiell und parteilich» wie kein anderer gegenüber dem Westen zu agieren wusste,<sup>144</sup> weil er schon von Jugend an gelernt hatte, im Interesse der politischen Selbstbehauptung keine Berührung mit dem Klassenfeind zu scheuen. Dies war umso bemerkenswerter, als der kommunistische Reichsjugendtag von Leipzig 1930 genau dem entgegengesetzten Ziel und unter dem Motto «Sozialfaschismus und Nationalsozialismus» dem Bemühen der Parteiführung gedient hatte, den kompromisslosen Kampf gegen die Sozialdemokratie auch im KJVD als politische Linie durchzusetzen. Während die Parteiführung um Thälmann mit dem Reichsjugendtag von 1930 in Wirklichkeit die Stalinisierung der Partei unter Moskauer Diktat vorantrieb, projizierte Honecker auf dasselbe Treffen rückblickend seine aus der saarländischen Erfahrung stammende Verständigungsbereitschaft innerhalb der Arbeiterbewegung, die in der Parteiführung selbst erst 1935 auf der sogenannten «Brüsseler Konferenz» in Moskau die Oberhand gewinnen sollte.

Dass das Leipziger Reichstreffen Honecker so stark berührte, hatte allerdings noch einen zweiten Grund, und der lag in der Person des Redners, der auf der Abschlusskundgebung das Wort ergriff: Ernst Thälmann. «Erstmalig erlebte ich aus nächster Nähe», erinnerte sich Honecker in seiner Autobiographie, «die Ausstrahlungskraft dieser damals schon beinahe legendären Arbeiterpersönlichkeit».<sup>145</sup> Er hörte ihn nicht nur sprechen, sondern war auch einer der Personenschützer des KJVD, die den KPD-Vorsitzenden vom Bahnhof abholen und zum gegenüberliegenden Augustusplatz begleiten sollten.<sup>146</sup> In Ernst Thälmann fand Honecker nach seinem Vater eine neue Bezugsfigur, die ihm als Kompass seiner weiteren Entwicklung zum Parteikader diente. Der Siebzehnjährige, der im April 1930 vom 5. Reichs-

jugendtag des KJVD von Leipzig zurückreiste, war endgültig für die Sache des Kommunismus gewonnen und hielt an seiner Verehrung für die Vaterfigur Thälmann bis ins Alter unbeirrt fest. Nicht zufällig wurden nach 1971 in der DDR die «Thälmannschen Traditionen» deutlich aufgewertet. Dies zeigte sich in der Wiedereinführung des «Thälmanngrußes» – der gestreckten Faust als Parteigruß – oder in dem Dank an Fidel Castro, eine Karibikinsel auf den Namen Ernst Thälmanns getauft zu haben,<sup>147</sup> ebenso wie an der aufwändigen Produktion des vierstündigen DDR-Fernsehfilmes «Ernst Thälmann» von 1986 (dessen Premiere im Berliner Kino «Kosmos» Honecker selbst beiwohnte), vor allem aber in der Einweihung des Thälmann-Parks in Berlin-Prenzlauer Berg mit ihrem monumentalen Thälmann-Denkmal 1986,<sup>148</sup> dessen Errichtung Honecker zu Ehren des 100. Geburtstags des KPD-Führers fünf Jahre zuvor auf dem X. SED-Parteitag hatte beschließen lassen.<sup>149</sup>

Unverändert blieb auch das zugrunde liegende biographische Muster: Immer sollten es die persönlichen Begegnungen mit anderen Führungsgestalten der Arbeiterbewegung sein, die Honecker viel stärker beeinflussten als theoretische Einsichten und politische Losungen: Ernst Thälmann, Josef Stalin, Herbert Wehner, Wilhelm Pieck, in gewisser Weise auch Walter Ulbricht.

Schon vor der Leipziger Begegnung mit Thälmann wurde Honecker 1929 in die Bezirksleitung des KJVD-Saar gewählt. In derselben Zeit durchlief er verschiedene innerparteiliche Schulungen, die ihn auf die Übernahme von leitenden Funktionen im Jugendverband der KPD vorbereiteten und damit in die Kaderreserve einrücken ließen, deren Heranziehung den eigentlichen Zweck des Jugendverbandes ausmachte: Bereits im Dezember 1929 nahm er an einem zweiwöchigen Lehrgang der KJVD-Bezirksschule über marxistische Theorie und praktische Jugendarbeit in Dudweiler teil,<sup>150</sup> und im Sommer 1930 wurde er zu einem einjährigen Studium nach Moskau entsandt. Dort hatte das Exekutivkomitee der Kommunistischen Internationale (EKKI) im Zuge ihrer 1924 beschlossenen Bolschewisierungskampagne zur Schulung von Funktionären der Auslandsparteien, die als Sektionen der KI angehörten, 1926 eine stalinistische Kadenschmiede von weltweiter Ausstrahlung errichtet: die Internationale Lenin-Schule. Honecker wurde als einer von etwa 370 deutschen «Kursanten» nominiert, die die Schule bis zu deren Schließung 1938 durchliefen und das stärkste

Länderkontingent in der bunt gemischten Schülerschaft aus fast sechzig Nationen stellten. Für ihre Nachwuchskader richtete die Kommunistische Jugendinternationale drei Jahre später einen einjährigen Lehrgang ein, den legendären «KIM-Kurs» der Kommunistischen Jugend-Internationale. Aus ihm gingen zahlreiche Kader hervor, die nach 1945 das Bild der kommunistischen Machtapparate in Ostmitteleuropa prägen sollten.

### *Moskauer Weiben*

Mit der Nominierung für den KIM-Kurs von Sommer 1930 bis Sommer 1931 war für Honecker eine lebensgeschichtliche Weichenstellung verbunden – sie machte für den Siebzehnjährigen die Partei zum Beruf, denn die Entscheidung für einen zwölfmonatigen Schulungsaufenthalt in Moskau war mit der ohnehin längst in den Hintergrund getretenen Dachdeckerlehre auch bei aller Toleranz seines Lehrherrn nicht zu vereinbaren. Zwar kündigte Honecker den Lehrvertrag zu diesem Zeitpunkt offenbar noch nicht förmlich, denn im Fragebogen der Internationalen Lenin-Schule gab er als Beruf unverändert «Dachdeckerlehrling» an.<sup>151</sup> Dennoch stellte dieser zweite Ausbruch aus der Enge von Wiebelskirchen, der ihn in die Parallelwelt einer charismatischen Organisation führte, den wohl entscheidenden Schritt heraus aus den bürgerlichen Lebensverhältnissen dar: Er schloss sich formell der Kommunistischen Partei Deutschlands an, der er aufgrund seiner Funktionen in den verschiedenen Institutionen des kommunistischen Parteimilieus in der Praxis längst vielfältig verbunden war. Das exakte Datum seines Parteieintritts liegt bis heute im Dunkeln. Honecker selbst gab in seinen ersten nach 1945 erstellten Lebensverhältnissen einmal das Jahr 1930 und ein anderes Mal «Herbst 1931» an.<sup>152</sup> Später verlegte er seine Aufnahme in die KPD auf 1929 und wurde dementsprechend von der SED 1979 für seine fünfzigjährige Parteimitgliedschaft geehrt.<sup>153</sup> Im Enthüllungsschrifttum der Umbruchzeit um 1989 sowie in dem gegen Honecker geführten staatsanwaltschaftlichen Ermittlungsverfahren ist diese Unstimmigkeit als gezieltes Manöver Honeckers beurteilt worden, «um den Beitritt auf dem Hintergrund der damals beginnenden Weltwirtschaftskrise geschickt aufzuwerten».<sup>154</sup> Bei näherer Betrachtung handelt es sich allerdings wohl eher um eine der nicht wenigen zeitlichen Unschärfen, die für Hone-



ckers Leben davor mehrfach festzustellen sind. Es ist gut denkbar, dass Honecker bereits im Dezember 1929 einen Aufnahmeantrag gestellt hatte, als ihn seine Bezirksleitung dem ZK der KPD für den Moskauer Lehrgang vorschlug.<sup>155</sup> Formell aufgenommen wurde er nach erfolgter Überprüfung allerdings erst 1930, wie es auch auf seiner am 1. September 1945 ausgestellten Parteimitgliedskarte 154103 vermerkt ist,<sup>156</sup> und den vorhandenen Unterlagen zufolge erst nach bestandener Aufnahmeprüfung an der Moskauer Kominternschule. Denn in seinem dort am 19. Oktober 1930 zu den Akten genommenen Fragebogen trug Honecker unter der Frage «Welcher politischen Partei gehörst Du an, wann beigetreten und Nr. des Mitgliedsbuches» lediglich die Mitgliedschaft im KJVD ein und quittierte die Frage 22 desselben Fragebogens, betreffend «Ihre Vermögenslage vor Eintritt in die Partei, und jetzt», weil zu der Zeit tatsächlich noch parteilos, folgerichtig mit einem bloßen Strich.<sup>157</sup>

Unabhängig von der Frage der Parteimitgliedschaft bedeutete die Zulassung zum Moskauer Schulungsjahr für Erich Honecker nicht nur eine Anerkennung seiner bisherigen und in Zukunft noch zu erhoffenden Leistungen für die kommunistische Arbeiterbewegung und ihre Partei, sondern vor allem die rückhaltlose Integration in die kommunistische Sinnwelt stalinistischer Prägung. Im Juli 1930 nahm er von seiner vertrauten Umgebung Abschied und meldete sich mit 27 weiteren Auserwählten aus den verschiedenen Bezirken des KJVD beim Parteivorstand der KPD im Berliner Karl-Liebknecht-Haus am Bülowplatz, um von dort zu einem Vorbereitungslehrgang an die Reichsparteischule der KPD in Fichtenau – dem heutigen Schöneiche – bei Berlin geschickt zu werden. In dieser 1927 gegründeten und 1929 von Dresden nach Fichtenau verlegten Lehrstätte der Berufsrevolution fand jener *rite de passage* statt, der das Individuum in den Genossen verwandelte und einer von persönlichen Gefühlen, Skrupeln, Zweifeln nicht mehr erreichbaren Herrschaft der kommunistischen Lebenswelt und ihrer Partei unterwarf. In einem mehr symbolisch als praktisch bedeutsamen Akt des Übertritts erhielt Honecker jetzt auch bereits seinen neuen Parteinamen «Fritz Molter» zugeteilt, den er in Moskau führen sollte, auch wenn ihn nicht nur seine Lehrgangsgenossen, sondern auch Vertreter der Deutschen Sektion der Kommunistischen Internationale unter seinem bürgerlichen Namen kannten.<sup>158</sup> Des Weiteren schloss sich eine Unterweisung

in die Grundlagen konspirativen Verhaltens an, die den Abstand zwischen Herkunfts- und Ankunftswelt unterstreichen sollte. Sie vermittelte dem Novizen die ersten Eindrücke einer charismatischen Auserwähltheit durch überlegene Einsicht, die zur Faszination der in paradoxer Weise rationalitätsgläubigen Herrschaft des Kommunismus im 20. Jahrhundert so entscheidend beitrug.

Wie keine andere Institution der KPD repräsentierte die Reichsparteischule den geheiligten Wert, den das kommunistische Weltverständnis dem fortgesetzten Erwerb nützlichen Wissens beimaß und der sich in den offiziellen Erinnerungen früherer Lehrgangsteilnehmer als forcierte Lernbegeisterung niederschlug: «Viele Wochen Vorlesungen und Diskussionen über die Geschichte der Arbeiterbewegung, über Theorie und Praxis, Strategie und Taktik, gewonnene Erfahrungen und Aufgaben der Partei – Welch ein Reichtum an revolutionären Gedanken und an Wissen um den Weg zum Sieg des Sozialismus wird da in Dein Köpfchen kommen! So dachte ich», schrieb der Jugendfunktionär und spätere SED-Politiker Franz Fischer rückblickend.<sup>159</sup> Mit ihrem Schulungsauftrag nahm es die Reichsparteischule, an der Parteikoryphäen wie Hermann Duncker, Karl-August Wittfogel und Ernst Schneller unterrichteten, aber auch Wilhelm Pieck und Ernst Thälmann selbst regelmäßig «Lektionen» hielten, in der Tat sehr genau. Dazu zählte neben einer exakten Tageseinteilung<sup>160</sup> eine ehrgeizige und nicht zuletzt aus Texten von Marx und Lenin bestehende Vorbereitungslektüre der Seminaristen, die sich zuvor mit einer eingereichten Hausarbeit zu qualifizieren hatten.

Ehemalige Kursanten erinnerten sich allerdings auch daran, dass die meisten ihrer Mitschüler größte Mühe hatten, «sich gründlich mit der marxistisch-leninistischen Theorie zu beschäftigen», und ihre Lehrer machten die Erfahrung, dass «es nicht ganz leicht war, diese jungen Kommunisten in den Text des *«Kapital»* einzuführen».<sup>161</sup> Zu denjenigen, denen die Aneignung theoretischen Parteiwissens schwer fiel, zählte auch Erich Honecker, der im Gegensatz zu den kommunistischen Parteiführern seiner Vorgängergeneration auch später keine Arbeiten vorlegte, die theoretischen Gehalt beanspruchten. In einem Fragebogen für Mitglieder des Parteivorstandes beantwortete er im Juni 1945 die summarische Frage, welche «Zeitungen sowie politische, wissenschaftliche und andere Bücher» er vor 1933 gelesen

habe, zwar lakonisch mit «Zeitungen und Bücher aller Richtungen»,<sup>162</sup> aber im Hinblick auf seine geplante Delegierung an die Moskauer Parteihochschule räumte er einige Jahre später als FDJ-Vorsitzender ein, dass er geistiges Rüstzeug nur in dem Umfang erworben habe, «soweit dies für die Ausarbeitung von Referaten, Lektionen und für die Leitung des Verbandes erforderlich bzw. unumgänglich war».<sup>163</sup>

Was die Parteischule vor allem vermittelte, war nicht Wissen, sondern Gläubigkeit. «In Fichtenau merkten wir auch bald, was es bedeutet, drei Monate in einem von Tag zu Tag fester zusammenwachsenden Kollektiv von Genossen zu leben», erinnerte sich Jahrzehnte später mit Gabo Lewin ein Lehrgangsteilnehmer, der wusste, wovon er sprach – ihn sollte der Glaube an die welthistorische Mission des Kommunismus während der NS-Zeit an die Spitze des illegalen KJVD tragen und auch dann nicht verlassen, als er später in der sowjetischen Emigration als Konterrevolutionär entlarvt und für zehn Jahre in den Gulag geschickt wurde, bis er schließlich in der DDR späte Rehabilitation erfuhr.<sup>164</sup> In den Räumen der zur Politikschule gewordenen Gründerzeitvilla erlebte auch Honecker die Partei als Denkgemeinschaft, die weder durch tagespolitische Aufgaben noch durch familiäre oder soziale Bindungen zusammengehalten wurde, sondern durch die Macht des Wissens bestach. Auf der Parteischule, deren «rote Professoren» keinem Problem auswichen und auf alle Fragen eine sichere Antwort hatten, präsentierte sich die Partei ihren Schülern als allwissende Erzieherin, deren Charisma mit dem ihres Führers Ernst Thälmann verschmolz, wie Lewin auch in gereiftem Alter mit hymnischer Inbrunst bezeugte: «In seinem Geiste, auch unter den schwersten Bedingungen zu bestehen, dazu hat einen jeden von uns die Partei erzogen und befähigt. Durch alles, was sie uns gab: die tägliche Anleitung zum Handeln, die Übertragung von Verantwortung, die Erziehung zu Kritik und Selbstkritik und das wichtigste Rüstzeug für den Klassenkampf: die wissenschaftliche Weltanschauung, die Theorie des Marxismus-Leninismus.»<sup>165</sup> Als für die kommunistische Sache begeisterter Einzelner war Erich Honecker von der Saar nach Berlin gekommen; als Personifikation der kommunistischen Bewegung fuhr «Fritz Molter» von hier im August 1930 weiter nach Moskau in das Land Lenins, das nun auch «mein Vaterland» und dessen Partei nun auch «meine Partei» war.<sup>166</sup>

Die unter diesen Vorzeichen unternommene Reise in das Reich der Revolution bedeutete zuallererst eine Identitätsprüfung, die die Fähigkeit des jungen Adepten zur parteilichen Wirklichkeitssicht auf die Probe stellte – und Honecker absolvierte sie ohne Fehl und Tadel. Mit gläubigen Augen verfolgte er nach dem symbolischen nun auch den räumlichen Übertritt von einer Welt in die andere, als der Zug hinter Baranawitschy an der Grenze zwischen Polen und der Sowjetunion hielt, wo «die Macht des Kapitals endete und die Macht der Arbeiter und Bauern begann» und wo die hinzusteigenden Rotarmisten «obgleich mir persönlich unbekannt, meine Brüder und Genossen» waren: «Für mich war das ein Vorgang von ungeheurer symbolischer Kraft.»<sup>167</sup> Mit Honecker kam kein nörgelnder Reisender nach Moskau, der sich unterwegs an den mit dem «komplizierten Eisenbahnfahrplan»<sup>168</sup> verbundenen Unbequemlichkeiten störte oder über die endlose Fahrt in der Sommerhitze via Warschau, Minsk und Smolensk nach Moskau lamentierte. Vielmehr kam ein Pilger, der sich an keiner Widrigkeit stieß und auch nicht an der Sprachunkundigkeit verzweifelte, die ihn nach seiner Ankunft auf dem Belarussischen Bahnhof auf der Suche nach seiner ersten Unterkunft im Hotel «Lux» zunächst orientierungslos durch die Twerskaja-Straße irren ließ. Am Ende musste ihn ein Droschkenkutscher vom Bahnhof zu dem legendären Hotel bringen, das eine so schicksalsträchtige Rolle in der Geschichte des kommunistischen Exils übernehmen sollte und als «Absteigequartier der Weltrevolution» schon seit 1921 regelmäßig Gäste der Komintern beherbergte.

Die Komintern selbst residierte zu der Zeit nahe dem Kreml in der Machowaja Nr. 18, wohin man den Fremden vom «Lux» aus zu Fuß weiter schickte, und dort erst fand sich eine mitleidige Seele, die den erschöpften Neuschüler mit einem aus dem Kreml besorgten Auto zum Sitz der Kominternschule in der Worowski-Straße 25a weiterbeförderte, deren Existenz und Adresse vor der Öffentlichkeit so gut wie möglich verborgen gehalten wurde.<sup>169</sup> Eine solche Probe auf die Standhaftigkeit blieb späteren Epheben der Moskauer Kaderschmiede erspart. Nur wenige Wochen später traten erweiterte Abschottungsvorschriften in Kraft, denen zufolge neu eintreffende Schüler gleich am Bahnhof durch Schulpersonal in Empfang zu nehmen und an einer Geheimadresse unterzubringen waren, bis über ihre Eignung entschieden war.<sup>170</sup>

Der unvorbereitete Kontakt mit dem anderen Gesicht des Zentrums des Weltkommunismus hätte Honeckers Weltbild erschüttern können. Doch in der Begegnung von Idee und Wirklichkeit obsiegte die Idee; aber sie siegte, ohne die Wirklichkeit zu leugnen, und eben das machte ihre Macht aus. Trotz seines Enthusiasmus und des alles überstrahlenden Bewusstseins, im Land seiner Träume zu sein, entging Honecker keineswegs die allgegenwärtige Armut auf der Straße. Er sah die Banden der verwaisten und verwaehrlosten «Besprisornis», die sich als «Strandgut des Bürgerkriegs» auf den Moskauer Straßen durchzuschlagen suchten, und er registrierte später bei einem Arbeitseinsatz in Magnitogorsk, dass die Arbeitsbedingungen «unvorstellbar schwierig» waren, dass die Bauarbeiter selbstgeflochtene Bastschuhe trugen und dass ihnen «Zelte und Lehmhütten in freier, unwirtlicher Steppe» zugewiesen waren. Er sah es, und er sah es doch nicht. Ein halbes Jahrhundert später reflektierte er selbst über die politisch gegründete Immunität, die ihm mit seiner neuen Identität als auserwählter Nachwuchskader gegenüber gegenläufigen persönlichen Empfindungen zuge wachsen war und die sich schon bei seinem ersten Weg ins Zentrum Moskaus bewährte: «Geschäfte gab es viele in der Twerskaja, aber keine Auslagen. (...) Ich wußte, daß bestimmte Lebensmittel und andere Waren des täglichen Bedarfs zum Zwecke einer leistungsgerechten Versorgung wieder rationiert waren. Doch das machte auf mich keinen Eindruck. (...) Für mich bestand das Wichtigste eben darin, im Land des Roten Oktober zu sein.»<sup>171</sup> In der Sinnwelt des Lenin-Schülers Honecker klagte das sichtbare Elend der Gegenwart allein die Fehler der Vergangenheit an und rechtfertigte damit auch den härtesten Weg in eine bessere Zukunft. Nicht zufällig berief Honecker sich auf den tschechischen Schriftsteller Julius Fučík, der seine gleichzeitige Reise in die Sowjetunion unter den programmatischen Titel «Eine Welt, in der das Morgen schon Geschichte ist» stellte. Die kommunistische Fortschrittsgläubigkeit ließ ihn in Moskau erleben, «wie hier tagtäglich Geschichte gemacht wird»,<sup>172</sup> und sie ließ ihn an den namenlosen Verheerungen und an der terroristischen Gewalt der stalinistischen Modernisierungsdiktatur unberührt vorbeisehen.

Mehr noch als seiner Herkunft verdankte er diese anhaltende Immunisierung der Prägekraft jenes Studienjahrs an der Lenin-Schule, die dem EKKI-Präsidium direkt unterstellt war und ihre Absolventen zu überzeug-

ten Adepten des Stalinismus zu formen suchte. Am Beginn dieses Prozesses stand nach einer erfolgreich absolvierten Prüfung auf politische Zuverlässigkeit und fachliche Eignung eine mehrwöchige Zeit des ungewissen Wartens in dem von der Außenwelt abgeschirmten «Isolator» seiner Unterkunft in unmittelbarer Nachbarschaft der Schule, bis nach dem üblichen Verfahren eine dafür zuständige «Mandatskommission» ihre Einwilligung erteilte. Anschließend wurden Honecker und seine Mitschüler von einem «Konspirations-Referenten» mit den Verhaltensregeln vertraut gemacht, die neben der Verschleierung der eigenen Identität auch die Geheimhaltung des Schulbesuchs gegenüber jedermann verlangten, den Kontakt mit Ausländern untersagten und mit einer zu den Akten genommenen Erklärung bekräftigten: «Ich, Endesunterzeichneter Fritz Molter, verpflichte mich, die mir mitgeteilten Konspirationsregeln und alle mir irgendwie zu Ohren kommenden konspirativen Fragen in keiner Weise zu verbreiten.»<sup>173</sup> Solcherart mit der abermaligen Annahme seines Decknamens in eine neue Parteidemokratie geschlüpft,<sup>174</sup> konnte Honecker am 19. Oktober 1930 das in deutscher Sprache gehaltene Studium als Teilnehmer am dritten Jugendkurs der Kommunistischen Internationale aufnehmen. Der Unterrichtsstoff des Jungstudenten, der in Deutschland nur die achtklassige Volksschule besucht hatte, reichte von der Geschichte der Arbeiterbewegung über Politische Ökonomie bis zu «Fragen der illegalen Organisation» und umfasste seit 1929 auch «spezielle militärische Fächer» wie «Organisation und Führung des bewaffneten Aufstandes» und «Planung von Sabotageakten».<sup>175</sup>

Erich Honecker alias Fritz Molter erwies sich als begabt und lerneifrig. Die in seiner Studentenkarte festgehaltene «Charakteristik» bescheinigte ihm in den allgemeinen Fächern «Interesse und Fähigkeiten» sowie «gute Studienergebnisse»; im Fach «Geschichte der KPdSU (B)» zeichnete er sich als ein «sehr begabter und fleißiger Genosse» aus, und im Fach «Leninismus» tat er «sich durch seine aktive Beteiligung an Konferenzen und Konsultationen» als ein Parteschüler hervor, der sich «den Inhalt des Lehrgangs gründlich angeeignet» habe.<sup>176</sup> Ihm mochte zugutekommen, dass sein Kursjahr in eine Phase relativer Ruhe in Stalins Reich fiel und zwischen den einzelnen Säuberungswellen lag, die die Internationale Lenin-Schule im Herbst 1929 und im Herbst 1933 überrollten und Lehrer wie Schüler einer Überprüfung durch sogenannte «Reinigungskommissionen» unterwarfen.

Erst einige Monate nach dem Ende von Honeckers Moskauer Zeit geriet Ende 1931 auch die Direktorin Klawdia Iwanowna Kirsanowa, ehemalige Ärztin und kampferprobte Alt-Bolschewikin, in die innerparteiliche Kritik und wurde ihres Amtes wegen «mangelnder politischer Wachsamkeit» enthoben, um es im März 1933 zurückzuerhalten und im November 1937 abermals und diesmal endgültig zu verlieren.

Doch auch schon 1930 war die Lenin-Schule keine bloße Lehranstalt, sondern ein Ort der kollektiven Arbeit am stalinistischen Selbst. Die in Ländersektionen und Lernzirkel eingeteilten Studenten genossen ein in der Sowjetunion der dreißiger Jahre ungewöhnliches Maß an Privilegien. Das Studium schloss neben dem zur Verfügung gestellten Schlafplatz in einem Mehrbettzimmer – das Honecker unter anderem zusammen mit Anton Ackermann bewohnte<sup>177</sup> –, voller Verpflegung sowie dem kostenlosen Besuch von Konzerten und Theatern ein Stipendium ein, welches das Durchschnittseinkommen einer sowjetischen Arbeiterfamilie um das Doppelte überstieg.<sup>178</sup> Dafür hatten die Kursanten in ihrer Sechs-Tage-Woche ein tägliches Arbeitspensum von zehn Stunden und mehr zu absolvieren, das in Unterricht und Selbststudium unterteilt und von rigiden Anforderungen bestimmt war, die das auf der Fichtenauer Reichsparteischule verlangte Maß noch deutlich überstiegen. Auch der in dieser Zeit zu bewältigende Stoff war zeitlich exakt bemessen: Für 4–5 Seiten Marx oder Engels, 6–7 Seiten Lenin, 7–8 Seiten Stalin und 20 Seiten Belletristik war jeweils eine Stunde vorgesehen.<sup>179</sup> Allerdings klafften auch an der Lenin-Schule erhebliche Lücken zwischen Parteianspruch und Schulwirklichkeit. 1927 etwa wurde aktenkundig, dass nur 2–3 Prozent der neu aufgenommenen Studenten die auferlegte Vorbereitungslektüre von zehn Büchern marxistischer Klassiker auch tatsächlich bewältigt hatten, bevor sie in Moskau eintrafen. Auch Honecker ließ im Laufe des Kursjahres erkennen, dass ihm theoretische Debatten und ideologische Auseinandersetzungen weniger lagen als die politische Praxis. Entsprechend hieß es in der abschließenden Beurteilung seiner Leistung nach dem Kursjahr zurückhaltend: «Versteht es ganz gut die Theorie mit dem Klassenkampf in Deutschland zu verbinden.»<sup>180</sup> Auch fünfzehn Jahre später beantwortete Honecker die Frage, welche Werke des wissenschaftlichen Sozialismus er gelesen habe, nur knapp: «Zahlreiche.»<sup>181</sup>

Auf der anderen Seite bekannte sich Honecker auch in seiner zu DDR-Zeiten publizierten Autobiographie dazu, in Moskau Kontakte zu Genossen gepflegt zu haben, die in Konflikt mit der Parteilinie geraten waren oder geraten sollten. Unter ihnen hob er seinen Lehrer an der Lenin-Schule Erich Wollenberg hervor, der ihn dem legendären Reitergeneral und Stalin-Vertrauten Semjon Budjonny vorstellte, überging aber auch den auf Stalins Einladung in die UdSSR emigrierten Arbeiterführer Max Hoelz nicht, mit dem er in Moskau Silvester feierte.<sup>182</sup> Beide Verbindungen hätten Honecker nur wenig später um Kopf und Kragen bringen können. In den Jahren des Großen Terrors wurde allein die Bekanntschaft mit dem einen wie mit dem anderen zu einer tödlichen Bedrohung durch Kontaktschuld, nachdem der NKWD eine angebliche «Wollenberg-Hoelz-Verschwörung» aufgedeckt hatte, die zu einer neuerlichen Verhaftungswelle führte.<sup>183</sup> Nach 1989 nutzte Honecker diese ideologische Indifferenz zur Entlastung von dem Vorwurf, Stalinist zu sein: «Überhaupt habe ich die ganze Entwicklung der Sowjetunion nie unter dem Blickwinkel einer Person betrachtet. Sinowjew, Bucharin, Kamenew, Trotzki fanden in der Lenin-Schule alle ihren Niederschlag. Sie wurden für mich nie Konterrevolutionäre. Das haben andere getan.»<sup>184</sup> Honecker war in Moskau kein Stalinist der Theorie, wohl aber ein Stalinist der Praxis, der noch fünfzig Jahre später die Liquidierung des «Kulakentums», also der selbstständigen Bauern, als Klasse und die durchgängige Kollektivierung für «objektiv notwendig und gesetzmäßig» hielt und für den «es schon damals (...) keinen Zweifel an der Richtigkeit und Notwendigkeit der entfalteten Offensive des Sozialismus an allen Fronten (...) unter Führung der bolschewistischen Partei, ihres Zentralkomitees, geleitet von Stalin» gab.<sup>185</sup>

Zu dieser stalinistischen Formung trugen nicht nur die ideologischen Überzeugungen bei, die auf der Lenin-Schule zu einem geschlossenen Weltbild verdichtet wurden, sondern auch die sozialen Praktiken der inneren Befreiung von den Schlacken des «bürgerlichen» Individualismus. Hierum bemühte sich vor allem die unter ihren Schülern als «eiserne Stalinistin» bekannte Schulleiterin Kirsanowa.<sup>186</sup> Sie sorgte mit harter Hand dafür, dass die aus aller Herren Länder angereisten Kursanten zu politisch-ideologischer Einheitlichkeit und mentaler Folgsamkeit erzogen wurden. Nichts übte in dieser Richtung eine stärkere Wirkung aus als die an der



Lenin-Schule kultivierten Reinigungsrituale durch Anklage und Selbstanklage, die jeden Kursanten mit der Macht des Wir darauf verpflichteten, nicht länger «das Interesse seines eigenen Ichs über das Interesse der Partei» zu stellen.<sup>187</sup>

Wolfgang Leonhard hat aus der autobiographischen Perspektive des der Verführung entronnenen Exkommunisten den psychischen Gruppendruck beschrieben, den die «Mühle von Kritik und Selbstkritik»<sup>188</sup> mit ihrer gegenseitigen Dauerbeobachtung und dem Zwang zur rettenden Selbstbeziehung erzeugte. Was es bedeutete, mit nichtigem Anlass aus der Gruppe ausgestoßen und zum Parteigänger des Klassenfeindes gestempelt zu werden, spiegeln noch die linientreuesten kommunistischen DDR-Biographien wie die von Honeckers Weggefährten und späterem Verteidigungsminister Heinz Hoffmann, der als Kursant der Kominternschule wegen eines Wandzeitungsartikels des zum Faschismus führenden Spießertums bezichtigt wurde: «Mich trafen diese Worte wie Keulenschläge. Nichts haßte ich mehr auf der Welt als die Faschisten. Und jetzt fehlte nicht viel, und man stellte uns mit diesem Gesindel auf eine Stufe.»<sup>189</sup> Hoffmann lernte durch Ausstoßung, selbstkritische Verdammung und nachfolgende Reintegration ein stalinistisches Selbst auszubilden, das für immer gelernt hatte, als «wahrer Kommunist (...) der Partei wie sich selbst gegenüber rückhaltlos ehrlich zu sein».<sup>190</sup> Leonhard brachte das gleiche Ritual zu seinem eigenen Erschrecken zum ersten Mal auf ketzerische Gedanken und lehrte ihn, sich fortan in einer Welt von Verstellung und Verschwiegenheit einzurichten.<sup>191</sup>

Wie geschmeidig oder widerwillig Honecker sich den Praktiken der stalinistischen Formung fügte, ist nicht überliefert. Nach eigenem Bekunden fühlte er sich an der Lenin-Schule «gleich zu Hause».<sup>192</sup> Die knappen Angaben in seiner Kaderakte beim Exekutivkomitee der Kommunistischen Jugendinternationale geben keinen Anhaltspunkt für mögliche «Abweichungen» und «Fehler», auf die sich das Erziehungsritual der *Tschistka*, der Reinigung durch «kameradschaftliche» Kritik und «ehrliche und bolschewistische» Selbstkritik, in seinem Fall hätte stützen können.<sup>193</sup> Seine Beurteilung als erfolgreicher Kursant, der beim Studium «Interesse und Begaubung» zeigte,<sup>194</sup> spricht im Gegenteil dafür, dass er sein Studium tatsächlich so diszipliniert und konfliktfrei betrieb, wie er später in seiner Autobiographie hervorhob. Mit der gleichen vorbildlichen Haltung kam er auch sei-

nen berufspraktischen Aufgaben nach. In seinem ersten Studiensemester arbeitete er zur «Erforschung der Komsomol-Arbeit des Betriebes»<sup>195</sup> einmal in der Woche als Schweißer im «Elektrosawod», dem größten und modernsten Elektrowerk Moskaus, das Ende der zwanziger Jahre mit deutscher Hilfe aufgebaut worden war und um 1932 bereits den Gesamtbedarf der Sowjetunion an Wolframfäden und Glühlampen deckte. Während Honeckers Moskauer Zeit beschäftigte es etwa 180 ausländische Arbeiter, darunter auch zahlreiche deutsche, für die ein eigenes Ausländerbüro zuständig war.<sup>196</sup> Auf einer der Kultur- und Tanzveranstaltungen des Elektrokombinats, mit dem die Kominternschule eine Patenschaft unterhielt und in dem es für das gesellige Beisammensein der deutschen Gemeinschaft sogar einen «Deutschen Klub» gab, lernte Honecker auch seine erste Freundin Nata-scha Grejewna kennen. Mit dieser Beziehung verstieß er flagrant gegen die Konspirationsregeln der Lenin-Schule, die es ihren Schülern strikt untersagte, mit Unbekannten Kontakte zu knüpfen.<sup>197</sup> An einer derart rigide nach geheimdienstlichen Regeln organisierten Schule, die einen anderen Teilnehmer sofort nach Hause schickte, weil er eine Mitschülerin nach ihrem richtigen Namen und ihrem Wohnort gefragt hatte, hätte eine solche Liebelei den Abbruch von Honeckers Schullaufbahn nach sich ziehen können.<sup>198</sup> Solcher Konsequenz konnte Honecker sich entziehen; gleichwohl blieb die Beziehung an seinen Aufenthalt in Moskau geknüpft und ging mit seiner Rückkehr nach Deutschland zu Ende, auch wenn seine Freundin ihn angeblich bestürmte, sie mit nach Deutschland zu nehmen, und ihm dafür sogar nach Magnitogorsk nachreiste.<sup>199</sup>

Im Sommer 1931 absolvierte Honecker schließlich das obligatorische Praktikum des KIM-Kurses und nahm mit 27 anderen Kursanten als «Internationale Stoßbrigade»<sup>200</sup> an einem Arbeitseinsatz in Magnitogorsk teil. Die «magnetische Reißbrettstadt» des stalinistischen Fortschrittskults im Ural war seit 1929 nach den Plänen des deutschen Architekten Ernst Mey im Rahmen des ersten Fünfjahresplans als künftiges Zentrum der sowjetischen Stahlgewinnung aus dem Boden gestampft worden und sollte im Zweiten Weltkrieg maßgeblich die militärische Schlagkraft der Roten Armee sichern. Wie im Moskauer «Elektrosawod», das sich anschickte, die Produktionsziele seines Fünfjahresplans schon in zweieinhalb Jahren zu erreichen, ließ sich Honecker auch in Magnitogorsk von der mitreißenden

Wucht des sowjetischen Fortschritts begeistern, dessen «Metallurgisches Kombinat ‹W. I. Lenin›» fast dreimal schneller gebaut wurde als das vordem weltgrößte Hüttenwerk in den USA.<sup>201</sup> Dass nachts, «wenn der Arbeitslärm abebbte, (...) Lieder durch die Steppe (klangen), russische Volkslieder und Lieder der Revolution» – Honecker hörte es wohl und erinnerte sich auch später gern daran.<sup>202</sup> Ob er in diesen Liedern auch die Stimmen der von ihrem Boden vertriebenen Bauern und der GULag-Häftlinge herausgehört hat, die zum Bau des gigantischen Stahlwerks von Magnitogorsk gepresst wurden? Wohl nicht.

Der Mann, der im Sommer 1931 wieder in seine ferne Heimat an der Saar aufbrach, konnte auf ein erfolgreiches Ausbildungsjahr zurückblicken. Im Abschlussurteil der Lenin-Schule wurde Erich Honecker bescheinigt, ein «starker und selbständiger Junge» mit guten Studienergebnissen zu sein.<sup>203</sup> Was für ihn selbst vielleicht noch mehr zählte: In Moskau war er dem Mann begegnet, der in der kommunistischen Eschatologie den Heilsbringer seiner Zeit verkörperte: Josef Stalin. Dem Messias nahe gekommen zu sein, mit ihm dieselbe Luft im selben Raum geatmet zu haben, krönte die Erweckung des Jüngers. Einmal, so erzählte Honecker es in seinen Memoiren, saß er auf dem IX. Kongress des sowjetischen Komsomol, dem er angehörte, im Moskauer Bolschoi-Theater «vier Reihen hinter ihm im Präsidium», und ein anderes Mal «sah ich ihn anlässlich einer Sitzung des Obersten Sowjets im Großen Saal des Kreml».<sup>204</sup> Als charismatische Verkörperung der revolutionären Weltbewegung und ihrer Partei war Stalin Honeckers Kompass, und er blieb es über alle Kritik an dessen politischen Fehlern hinweg bis hin zur einsamen Entscheidung des SED-Generalsekretärs vom Herbst 1988, den sowjetischen Digest «Sputnik» wegen eines antistalinistischen Beitrags zu unterdrücken. Bald darauf sollte sich Honecker sogar dafür schämen, nach Chruschtschows Enthüllung der Menschheitsverbrechen in der stalinistischen Sowjetunion 1956 «das Bild von Stalin von der Wand genommen» zu haben. Noch im inneren Exil 1990 und nach dem Zusammenbruch des SED-Regimes stand er unverändert zu seinem Glauben an Stalin als dem eigentlichen Repräsentanten des kommunistischen Gesellschaftsmodells in der Konkurrenz mit den bürgerlichen Gegenentwürfen von Liberalismus und Faschismus um die gültige Ordnung der Moderne: «Ohne Stalin würden wir hier nicht sitzen und diskutieren.»<sup>205</sup>

Stalin blieb bis zum Ende Honeckers prägendste politische Bezugsfigur, auf die er noch zurückkam, als er im Sommer 1992 sogar dem Gefängnisarzt, der ihn von Amts wegen auf seine Haftfähigkeit hin zu untersuchen hatte, nicht vorenthalten mochte, dass er 1931 in Moskau nur vier Meter hinter dem sowjetischen Diktator gesessen habe und besonders dadurch beeindruckt war, «daß Stalin frei gesprochen hätte».<sup>206</sup> Doch bei aller durch die Zeiten gewährten Glaubensfestigkeit, «daß Stalin seine Aufgabe erfüllt hätte»,<sup>207</sup> bewahrte sich Honecker auch in Moskau einen Rest der pragmatischen Nüchternheit, die ihm aus den politischen Verhältnissen im Saargebiet mitgegeben war, und verweigerte sich nach eigenen Angaben anders als manche seiner Mitschüler einer ihm angetragenen Zusammenarbeit mit dem sowjetischen Nachrichtendienst, der an der Lenin-Schule durch einen eigenen «Sicherheitsbeauftragten» der GPU offiziell vertreten war.<sup>208</sup> Vor allem aber entging er dem Regime von Denunziation und Verfolgung, das sich unter der Maxime der «bolschewistischen Wachsamkeit» wahnhaft ausbreitete und das Leben an der Kominternschule in den Folgejahren zu beherrschen begann. Die Verwandlung des Erziehungsrituals in einen Vernichtungskampf setzte selbst loyalste Stalinisten an der Schule wie den Dozenten und österreichischen Sektorleiter Arnold Reisberg einer «antitrotzkistischen» und «antizionistischen» Hexenjagd aus, die erst mit Reisbergs Verhaftung durch den NKWD und seiner Verschleppung in den Gulag endete.<sup>209</sup> Schließlich erlag die Moskauer Lenin-Schule dieser «heilsamen, bis in die letzte menschliche Tiefe hinabreichenden Prozedur» einer sich unaufhaltsam weiter drehenden Säuberungsspirale, die die totalitäre Einmütigkeit von Denunziation und Selbstbeichtigung als «höchste Form der Demokratie»<sup>210</sup> feierte und individuelle Rettung allein durch Steigerung der Anklage versprach.<sup>211</sup> Im Frühjahr 1938 musste die Kominternschule ihren Betrieb einstellen – zu der Zeit befand sich ihr früherer Schüler Erich Honecker allerdings längst in der Gewalt der anderen totalitären Macht des 20. Jahrhunderts. Wie stark das Moskauer Jahr dennoch auch später in das Leben Erich Honeckers eingriff, sollte sich in ganzem Umfang erst nach dem Zweiten Weltkrieg erweisen, als die sowjetischen Besatzungsbehörden Honeckers Einsetzung als FDJ-Vorsitzenden vorbehaltlos zustimmten, weil sie ihn nach dessen eigener Überzeugung «auch aufgrund meines früheren Besuches der internationalen Lenin-Schule kannten».<sup>212</sup>

Im August 1931 verließ der Lenin-Schüler «Fritz Molter» die Hauptstadt des Sowjetreichs wieder, in der er eines der prägendsten Jahre seines Lebens verbracht hatte. Der Heimgekehrte schlüpfte ebenso wenig in seine alte Identität als der im regionalen Milieu verwurzelte «Honecker Erich» zurück, wie er sich in der kommenden Zeit ganz von ihr abwendete. Vielmehr hatte er aus den beiden großen Formungskräften des heimischen Parteimilieus und der Moskauer Kaderschulung eine charakteristische Doppelidentität entwickelt, die den Habitus des stalinistischen Parteikaders mit dem des saarländischen Arbeitervertreters verband. Beide Prägungen münzte er in eine politische Haltung um, die in eigentümlicher Weise die Härte der kommunistischen Machtpolitik mit der Nachgiebigkeit einer ideologisch wenig gebundenen Kooperationsbereitschaft zusammenführte. Dieser Haltung sollte Honecker in seiner weiteren Entwicklung treu bleiben, und sie sollte ihm in seinem politischen Werdegang helfen, sich über vierzig Jahre lang auf der Führungsebene der SED zu behaupten und dem Wechsel der äußeren Handlungsbedingungen von Stalin bis Breschnew auf der einen und von Konrad Adenauer bis Helmut Schmidt auf der anderen Seite anzupassen. [...]

---

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: [www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)